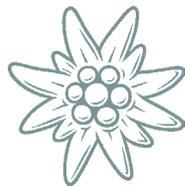




BergWelten **Ortler**



BERG 2022



BergFokus **Freiheit**



The background of the cover is a photograph of a mountain landscape. In the foreground, two hikers are on a rocky ridge. One hiker, wearing a blue jacket and dark pants, stands looking towards the left. The other hiker, wearing a purple jacket and dark pants, is bent over, possibly organizing gear. A red backpack and a blue backpack are visible on the ground. The middle ground shows a snow-covered mountain slope. In the background, there are jagged, snow-capped mountain peaks under a clear blue sky.

Alpenvereinsjahrbuch

Berg 2022

Zeitschrift Band 146

Herausgeber
Deutscher Alpenverein, München
Österreichischer Alpenverein, Innsbruck
Alpenverein Südtirol, Bozen

Redaktion
Axel Klemmer, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Inhalt



Vorwort >> Axel Klemmer	6
-------------------------------	---

BergWelten: Ortler

Der geborene Gigant. Einblicke in eine lebendige Berglandschaft >> Jochen Hemmleb	10
Freizeit macht Arbeit. Die Ortler-Bergführer Olaf Reinstadler und Kurt Ortler im Gespräch über den Dienst am Berg >> Peter Plattner, Christina Schwann, Walter Würtl	20
Naturschutz mit Kurven. Der Nationalpark Stilfserjoch >> Wolfgang Platter	30
Johann Pinggera und der frühe Alpinismus in Sulden >> Andrea Kuntner	38
Welten in einem Tal. Wanderungen in Ulten >> Jochen Hemmleb	44
Gedrängt auf brüchigem Terrain. Das Dorf Stilfs >> Susanne Gurschler	50
Sehnsucht nach Schnee. Skitourenrunde um den Cevedale >> Stefan Herbke	56

BergFokus: Freiheit

Ich <i>muss</i> auf den Berg – bin ich frei? Antworten des KI-Forschers Nico Hochgeschwender	66
Fesseln der Freiheit. Eine alpine Ideengeschichte >> Tom Dauer	74
Sommer 1962. Zwei Männer, ein Motorrad, keine Verpflichtungen >> Jürgen Winkler	82
„In den Bergen sind wir frei“: Gedanken, Meinungen und Erinnerungen >> Verschiedene	84
Die Hölle, das ist die Freiheit der anderen. „Shared Space“ im Gebirge >> Thomas Bucher	92
Politische Gipfelsprüche im Elbsandsteingebirge aus DDR-Zeiten >> Harro Honolka	98

BergSteigen

Ich fahre, also bin ich da. Bergsport und Mobilität >> Andi Dick	106
Einsicht gegen Verbote. Besucherlenkung in den Ammergauer Alpen >> Christian Rauch	116
Wir müssen hier raus! Internationaler Alpinismus im Zeichen der Pandemie >> Max Bolland	122
„Wandern in dünner Luft“. Martin Feistl und David Göttler im Gespräch	132
Wettkampf-Chronik 2020/2021 >> Gudrun Regelein	136
Weißer Riesen. Bergsteigen in der Antarktis >> Christoph Höbenreich	142
Gipfelsiege der Emanzipation? Frauenexpeditionen auf die höchsten Berge >> Martina Gugglberger	156



BergMenschen

„Reinhold Duschka mein Retter“. Entstehung einer Heldengeschichte >> <i>Erich Hackl</i>	164
Quäl dich – nicht mehr. Die Kletterin Mayan Smith-Gobat >> <i>Gudrun Regelein</i>	170
Sein Freund, der Berg. Peter Habeler im Porträt >> <i>Maren Krings</i>	176
„Ein Stück unserer Seele aber blieb in den Alpen!“ Die Schwestern Margarete und Elsbeth Große aus Meißen >> <i>Joachim Schindler</i>	182

BergWissen

Schatzkammer Zillertaler Alpen. Von „Stuansuchern“ und Wissenschaftlern >> <i>Walter Ungerank</i>	194
Die Chemie stimmt nicht mehr. Natürliche Umweltgifte im Hochgebirge >> <i>Martin Roos</i>	200
Drang nach oben. Neue Herausforderungen für die Bergrettung >> <i>Stephanie Geiger</i>	208
Der Wald und lauter Bäume. Naturschutz, Umweltforschung und Tourismus im oberösterreichischen Nationalpark Kalkalpen >> <i>Axel Klemmer</i>	214

BergKultur

Letzte Bergfahrt. Lost Ski Area Projects LSAP – Aufgelassene Skigebiete in den Alpen und wie es dort weitergeht >> <i>Matthias Heise und Christoph Schuck</i>	224
Schule der Berge. Bildungsziele der Alpenvereinsjugend seit 1919 >> <i>Laura Moser und Sven Ott</i>	232
Und hier bin ich! Im weltweiten Netz der Aufmerksamkeitsökonomie >> <i>Simon Schöpf</i>	240
Alpine Seilschaften. Zu einer Ausstellung über Wiener Maler und Fotografen am Anfang des 20. Jahrhunderts >> <i>Wolfgang Krug</i>	246

Autorinnen und Autoren	254
Impressum	256

BergWelten

Das „ewige Eis“ hat seine beste, sprich kälteste, Zeit fürs Erste hinter sich. Südlich von **Ortler**, Königspitze und Cevedale, auf der lombardischen Seite des Nationalparks Stilfserjoch, kann man der Zunge des Fornigletschers mit der gebührenden Vorsicht beim Kollabieren zusehen. Erdgeschichte vollzieht sich nicht nur in Jahrmillionen, sondern auch im Verlauf eines Menschenlebens.





Der geborene Gigant

Ortler – Einblicke in eine lebendige Berglandschaft

>> **Jochen Hemmleb**

3905 Meter: Höher wird es nicht in den Arbeitsgebieten der Alpenvereine Deutschlands, Österreichs und Südtirols. Als wahrhaft „königlicher“ Berg gebietet der Ortler über ein Reich von faszinierender Vielgestaltigkeit.



Ich wollte zu den lebendigen Dingen über die Kräfte gelangen, die sie schufen. Denn der Berg ist eins, untrennbar. Felsen, Erde, Wasser und Luft sind nicht mehr oder weniger seine Bestandteile als alles, was aus der Erde wächst und die Luft atmet. Alle sind Aspekte einer Einheit, des lebendigen Berges.

Nan Shepherd, „The Living Mountain“

Wir drehen einen Film über den Ortler. „Achtung! Kamera läuft!“ Ächzend und knirschend setzt sich der tonnenschwere Marmorblock in Bewegung. Mit ein paar schnellen Schritten ist Kameramann Günther Göberl zur Stelle, stellt sich mit seinem Stativ unter das in Drahtseilschlaufen hängende weiße, kantige Monstrum und filmt, wie es von der Transportseilbahn langsam zu Tal gehievt wird. Hoffentlich hält die Aufhängung, denke ich mir. Wäre kein schönes Ende: Erschlagen von einem Ortler-Baby – oder auch Baby-Ortler, je nach Ansicht.

Geburt: Laas und sein Marmor

Um uns den Anfängen des Gebirges zu nähern, müssen wir *in* den Berg. Der berühmte Marmor von Laas im Vinschgau, dessen helle, gefaltete Bänder an der Jennwandspitze am Nordrand der Ortlergruppe schon von Weitem sichtbar sind, ist schon seit der römischen Antike bekannt. Die heutigen Marmorbrüche liegen in Höhen oberhalb von 1500 Metern, und der Abbau erfolgt großteils untertage. Die aus dem Gebirge heraus-

Erhaben: Der Ortler beherrscht das Leben im oberen Vinschgau – auch über den Schlumhöfen bei Schluderns.

Entrückt: Geschützte Bergnatur im hinteren Martelltal unter dem Sallentjoch.

© M. Ruepp





**Erdgeschichte in Stücken:
Marmor aus der Kaverne des
Weisswasserbruchs über
Laas zählt zu den ältesten
Gesteinen der Ortlergruppe.**

© M. Ruepp

gesägten Riesenquader haben gewaltige Kavernen hinterlassen, in denen milchiges Sickerwasser gespenstisch blau schimmert.

Steine stehen eigentlich in einer Reihe mit Journalisten, Historikern und Archäologen. Denn auch sie erzählen Geschichten, überliefern Geschichte. Unser Marmor war ursprünglich ein Kalkstein. Abgelagert wurde er in einem Urmeer, dem Rheischen Ozean, zwischen den alten Großkontinenten Gondwana – bestehend aus dem heutigen Afrika, Südamerika, der Antarktis und Australien –, Laurentia (Nordamerika) und Baltica (Europa). Dieser Ozean wurde während des Karbons vor 350 bis 290 Millionen Jahren infolge der Kontinentalverschiebung „ausgequetscht“. Es entstanden der Superkontinent Pangäa und entlang der Kollisionsnaht die Züge des Variszischen Gebirges. Bei dessen Auffaltung wurden die Kalksteinpakete des ehemaligen Meeresbodens zehn bis 15 Kilometer tief in die Erdkruste versenkt. In diesen Tiefen herrschen Temperaturen von 600 bis 700 Grad Celsius, bei denen Kalk zäh und formbar wie ein Kuchenteig wird und seine Mineralkörner zu neuen Kristallen umgewandelt werden. Aus dem Kalk wird ein Umwandlungsgestein, ein Metamorphit: der Marmor mit seinen glitzernd weißen „Zuckerkrystallen“ und dekorativen Faltenmustern. So stecken in den ältesten Gesteinen der Ortlergruppe die Spuren eines voralpinen Gebirges.

Auch Gebirge haben Lebenszyklen, sie entstehen und vergehen. Mit seiner Heraushebung begann sogleich die Abtragung des Variszischen

Gebirges, und Dehnungsprozesse unter Pangäa sorgten dafür, dass Teile des Festlands von Osten her zunehmend unter den Meeresspiegel sanken. Es bildete sich ein neuer Ozean, die Tethys, in dessen Lagunen abermals Kalke wie der Hauptdolomit aus der Obertrias (vor etwa 230 bis 210 Millionen Jahren) gebildet wurden. Der Superkontinent zerbrach in verschiedene große und kleine Schollen, von denen eine, der Mikrokontinent Apulia, die Ablagerungsgesteine aus der Tethys mit sich trug – sozusagen die Gebärmutter des Ortlers.

Mit der Kreidezeit vor rund 100 Millionen Jahren setzten dann allmählich die „Presswehen“ ein: Abermals sorgte die Kontinentaldrift für einen Zusammenschub, Apulia drängte nach Nordwesten gegen den Rand von Eurasia. Der Geburtsvorgang war chaotisch. Alte Gesteine unter den Tethys-Sedimenten wurden wieder in große Tiefen versenkt und abermals umgewandelt. Am Kollisionsrand der Kontinente wurden Gesteinspakete wie an der Schnittkante eines Hobels in Späne zerlegt und aufeinandergestapelt. Reihenfolgen kehrten sich um, ältere Gesteine legten sich über jüngere, Schichtabfolgen wiederholten sich. So wurde der Hauptdolomit, aus dem sich der Ortler aufbaut, im Bereich des heutigen Bergmassivs wie ein Blätterteig dreimal übereinandergelegt und auf die alten karbonischen Gesteine, zu denen auch der Laaser Marmor zählt, geschoben.

Mit dem Stapelvorgang war nun eine große Masse relativ leichter Gesteine in große Tiefen hinabgedrückt worden. Und wie bei einem Korken,



den man ins Wasser drückt und wieder loslässt, setzte vor rund 30 Millionen Jahren im Tertiär eine Ausgleichsbewegung ein und der zentrale Alpen teil schwamm auf, wölbte sich heraus. Zwar „flutschte“ der Ortler nicht gerade korkengleich an die Oberfläche, aber eine Hebungsrate von bis zu fünf Millimetern pro Jahr ist geologisch betrachtet durchaus schnell. Das heutige Hochgebirge entstand – und eigentlich sind wir heute noch immer Zeugen des Geburtsprozesses, denn in den Zentralalpen ist laut jüngsten Forschungen aus dem Jahr 2020 die Hebung selbst heute noch schneller als die Abtragung.

Während Günther die Kamera zusammenpackt, rinnt zu unseren Füßen das Wasser aus den Kavernen und spült den Marmorstaub der Bohrer und Steinsägen zu Tal. Die Etsch wird ihn Richtung Mittelmeer tragen. Und irgendwann werden einige Partikel des Baby-Ortlers – oder Ur-Ortlers, je nach Ansicht – vermengt sein mit Sedimenten, aus denen sich irgendwann die Gesteine eines neuen Gebirges bilden. Irgendwann.

Pulsschlag: Sulden und der Tourismus

Szenenwechsel. Möchte man den absoluten Gegensatz zu jener „Entdeckung der Langsamkeit“ erleben, zu der die Auseinandersetzung mit der Entstehungsgeschichte und Geologie führt, so empfiehlt sich der Ausflug in das touristische Zentrum der Ortlergruppe, nach Sulden. Steht man auf der Anhöhe der Kirche St. Gertraud und schaut von dort auf die Wiesen im Talgrund, die Hotels

und die Seilbahnanlagen, so erfasst man mit einem Blick, welche Entwicklung dieser Ort in nur 200 Jahren durchschritten hat.

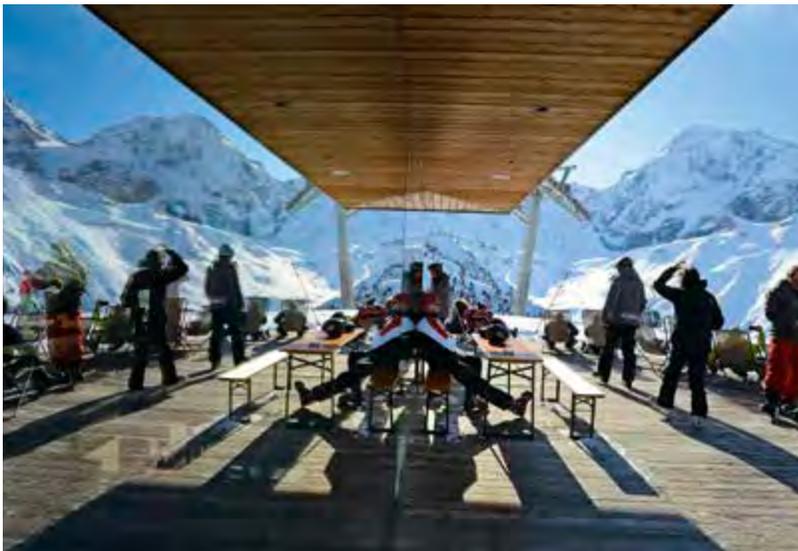
Jäger, Hirten und Knappen waren die ersten Menschen, die vor fast 1000 Jahren erstmals in das grasige Hochtal dicht unter der Waldgrenze auf fast 1900 Meter Meereshöhe vorstießen. Aus Sommerweiden und Almhütten entstand dann im 12. Jahrhundert allmählich eine ganzjährig bewohnte Siedlung aus Gehöften, die aber eine abgelegene, geheimnisumwitterte Enklave hoch oben in den Bergen blieb. Noch 1802 bezeichnete das *Innsbrucker Wochenblatt* das Suldental als „Sibirien Tirols, [in dem] die Bauern mit den Bären aus einer Schüssel essen und die Kinder auf Wölfen herumreiten“.

Mit der Erkundung und bergsteigerischen Erschließung der Ortlergruppe im 19. Jahrhundert nahm der Tourismus seinen ersten zögerlichen Anfang. Das Pfarrhaus von Johann Eller, Kurat und Pfarrer in Innersulden, wurde zur ersten Touristenunterkunft (mit sechs Betten); 1870/71 entstanden die ersten Pensionen, wenige Jahre darauf die ersten Schutzhütten im Hochgebirge, darunter die Payerhütte (3020 m) am Ortler.

Dem Tourismus endgültig den Weg ebnete im wahrsten Wortsinne die Fahrstraße nach Sulden, die durch das Engagement des Fremdenverkehrspioniers Theodor Christomannos entstand und 1892 eingeweiht wurde. Das gleichzeitig errichtete Luxushotel Sulden bot neben Dampfheizung, Bädern, Tennisplätzen, einer eigenen Bäcke-

Einheimische, Touristen, Rindvieher: Die landschaftlichen Attraktionen von Sulden bereicherte Reinhold Messner 1985 mit einer Herde tibetischer Yaks. Hinten das Schrotterhorn.

© G. Bodini



Mit moderner Technik in eine Urlandschaft: die Großkabinenbahn von Sulden zur Schaubachhütte vor Monte Zembrù und Ortler.

Spiegel der Gegenwart: Skitouristen genießen von der Bergstation des Kanzellifts den Blick auf die Königspitze.

© G. Bodini

Kleiner Mensch am großen Berg: Christoph Hainz bei der Free-Solo-Erstbegehung von „Golden Pillar of Ortler“ (rechts).

© J. Hemmler

rei und Wäscherei als erstes Gebäude elektrisches Licht. Es zog zahlungskräftige Gäste an, die viel Geld nach Sulden brachten. Der Erste Weltkrieg beendete diesen ersten Tourismusboom, der aber nach Kriegsende rasch wieder Fahrt aufnahm. Bereits 1925 reichte die Kapazität der Betten nicht mehr aus, sodass „etliche Fremde im Heu übernachteten mussten“, wie es heißt. Zum Sommer gesellte sich nun auch zunehmend ein Wintertourismus; mit dem Zweiten Weltkrieg kam er aber wieder vollständig zum Erliegen.

In den 1950er-Jahren begann dann eine kontinuierliche Entwicklung, die im Prinzip bis heute anhält. 1959 wurde mit dem Langensteinlift auf der Ortler-Ostseite der erste Sessellift gebaut,

1975 entstand die inzwischen zur Großkabinenbahn modernisierte Seilbahn zur Schaubachhütte unter der Königspitze – die Herzschlagader für das Skigebiet Madritsch im Talschluss.

Heute erstrecken sich die Seilbahn- und Liftanlagen wie Spinnenbeine in fast alle Himmelsrichtungen – und eine Fahrt mit ihnen weckt je nach Jahreszeit ganz unterschiedliche Gefühle. Im Winter ermöglichen sie Fahrten bis auf über 3000 Meter und berauschende Abfahrten. Auch im Sommer ermöglichen die Anlagen den schnellen Zugang zu den Aussichtsbalkonen rund um Sulden. Aber man sieht neben den herrlichen Panoramen eben auch die Narben, die der Tourismus in der Natur hinterlassen hat: in die Bergflanken planierte Zufahrtsstraßen, kahle Pistenhänge ...

Doch am Ende kann eine Fahrt mit der Seilbahn auch zu einem Wechsel in der Perspektive auf sie selbst führen. Von den höchsten Bergstationen aus betrachtet, sind die Schneisen und Pfeilerreihen nur Striche in der Landschaft. Und bei all seinem Wachstum während der vergangenen zweihundert Jahre bleibt Sulden mit seinen Häusern und Hotels schlussendlich eine Miniatur am Fuß der bis zu 2000 Meter hoch aufragenden Berggiganten. Der Blick von oben rückt Verhältnisse gerade, räumlich wie zeitlich.

Zweihundert Jahre sind geologisch betrachtet weniger als ein Wimpernschlag – und Covid hat gezeigt, dass es noch weniger benötigt, um eine solche Entwicklung zu unterbrechen oder gar zu beenden. Was wird von Sulden bleiben, falls der Klimawandel den Skitourismus einmal unmöglich machen und den Menschen wieder aus den Hochregionen verbannen sollte?

Und so drängt sich dem Betrachter der Gedanke auf, dass „Naturschutz“ oder „Klimaschutz“ eigentlich fehlleitende Begriffe sind. Dass es eher „Menschenschutz“ heißen sollte. Denn in Wahrheit ist es der Mensch, der angesichts dieser Dimensionen von Raum und Zeit winzig klein und bedroht erscheint.

Rückgrat: Die hohen Gipfel

Mit dem Trio Königspitze – Monte Zembrù – Ortler besitzt die Ortlergruppe das ostalpine Pendant zum berühmten Dreigestirn der Berner Alpen, Eiger – Mönch – Jungfrau. Die Verbindung geht noch weiter: Denn aufgrund seiner geologischen

Entstehungsgeschichte ist der Ortler nach dem 62 Meter höheren Eiger der zweithöchste Gipfel der Alpen, der aus Sedimentgestein aufgebaut ist. Das hat Konsequenzen für die Bergsteiger, denn was die Eiger-Nordwand zu einem Stück „geologischen Terrorismus“ macht, gilt auch hier: Aufgrund der größeren Höhe ist der Dolomit des Ortler weitaus mehr der Frostverwitterung ausgesetzt, was ihn gleichsam mürber und deutlich weniger kletterfreundlich macht als den Dolomit in den Dolomiten. Brüchige, von tiefen Rinnen durchzogene, steinschlaggefährdete Wände bilden die steilen Seitenflächen eines mächtigen Ambosses, dem eine dicke Eiskappe aufliegt, welche den Zugang zum 3905 Meter hohen Gipfel durch kalbende Séracabbrüche erschwert. Nur auf der etwas flacheren und weniger zerklüfteten Nord- und Nordwestseite erlaubt das Gletscherdach einen einfacheren Durchstieg.

Dass der Ortler dann nicht über diese Schwachstelle in seinem Eispanzer, sondern von Trafoi aus über einen komplexen Weg am Rand der Südwestwand – die „Hinteren Wandlen“ – erstbestiegen wurde, gilt als alpiner Geniestreich. Und dieser geschah bereits im Jahr 1804! Reinhold Messner hält die Tat des Gemsjägers Josef Pichler vulgo „Pseirer Josele“ und seiner Zillertaler Begleiter Johann Klausner und Johann Leitner alpinhistorisch für bedeutender als die Erstbesteigung des 900 Meter höheren, aber technisch leichteren Mont Blanc 18 Jahre zuvor.

Hundert Jahre später waren ein Großteil der Wände und Grate des Ortlers begangen: der heutige Normalweg von Norden über den Tabarettagrat, der Meraner Weg von Nordwesten, der beliebte Hintergrat (Ostsüdostgrat), der Hochjochgrat (Südgrat), der lange Marltgrat (Nordostgrat), der den Vergleich mit großen Westalpengraten an Matterhorn oder Weißhorn nicht scheuen braucht, sowie die Minnigerode-Rinne in der Südwand und die Schückrinne in der Ostwand, die heute infolge der Ausaperung außerhalb des Winters nicht mehr begehbar sind, aber zu extremen Skiabfahrten wurden.

Blieb noch die kalte, schattige Nordwand, mit 1300 Metern die höchste Eiswand der Ostalpen. 1931 kämpften sich die „Bergvagabunden“ Hans Ertl und Franz Schmid als erste in 17 Stunden durch den düsteren Schlund. Bei der Umgehung



Freizeit macht Arbeit

Wie man auf den Ortler kommt – und wer einem dabei hilft

>> **Walter Würtl, Christina Schwann und Peter Plattner**

Niemand kennt die Berge hier so gut wie sie: Die Bergführer Olaf Reinstadler und Kurt Ortler (sic!) bringen ihre Kunden sicher auf den Ortler und wieder hinunter. Auch „Führerlose“ profitieren von ihrer Arbeit. Peter Plattner und Walter Würtl, beide Bergführer aus Innsbruck, und die Ökologin Christina Schwann trafen die Südtiroler Kollegen zu einem „Werkstattgespräch“ über Vergangenheit, Gegenwart und die mögliche Zukunft der hohen Tourenziele rund um Sulden.



Peter Plattner, Walter Würtl (PW) » *Lieber Kurt, lieber Olaf, ihr arbeitet als Bergführer für die Alpinschule Sulden. Mit welchen Bergen verdient ihr im Sommer euer Geld?*

Kurt Ortler (KO) » Die Melkkuh ist der Ortler. Das war schon vor 120 Jahren so. Dann kommt die Königspitze, die allerdings mittlerweile immer weniger gegangen wird, weil sie einfach zu gefährlich geworden ist.

Olaf Reinstadler (OR) » Ja, auch wenn wir aufgrund der schlechter werdenden Verhältnisse nicht mehr so viele Anstiege haben wie früher, ist der Ortler nach wie vor *der* Berg für uns. Bis vor gut 25 Jahren gab es in den Sommermonaten einfach mehr Schnee, was für einige Anstiege Voraussetzung ist. Dazugekommen ist, dass die Bergsteiger heute eher abgesicherte Routen suchen, also auch Hochtouren, wo Sicherungspunkte und so weiter installiert sind und wo auf diese auch geschaut wird, sprich, wo immer wieder nachgebessert wird. So ist es keine Überraschung, dass heute kaum noch jemand Anstiege wie den Marlt- oder den Hochjochgrat macht. Nicht nur wir als Bergführer sind dort kaum mit Kunden anzutreffen, es sind auch nur wenige private Seilschaften unterwegs.

PW » *Was suchen die Bergsteigerinnen – ob als Gast oder selbständige Alpinistin –, die nach Sulden kommen?*

OR » Da muss unterschieden werden: Es gibt die Gipfelsammler, wie wir sie bezeichnen, die nur wegen seinem Namen den einen bestimmten Gipfel machen wollen, bevor sie weiterziehen. Und es gibt solche, die einfach Berggehen wollen: Denen ist es nicht so wichtig, auf welcher Route sie welchen Gipfel erreichen, sondern dass sie ein schönes Bergerlebnis mit nach Hause nehmen.

KO » Was die verschiedenen Routen betrifft, da informiert sich der Gast heute natürlich vorher im Internet und in der Führerliteratur, zum Beispiel über den Ortler. Dessen Normalweg wird oft als konditionell und technisch „machbar“ beschrieben. Aber wenn wir von der Alpinschule den Weg nicht immer wieder herrichten würden, damit er eben auch irgendwie „normal“ bleibt, dann wäre er schon lange nicht für so viele Bergsteiger machbar – und damit meine ich jetzt unsere Kunden, aber auch und vor allem die selbständigen Seilschaften. Dazu kommen die von Olaf erwähnten Veränderungen durch das Klima. Ein Beispiel vom Ortler-Normalweg: Früher musste man nach den Felspassagen eine Eisrinne queren, was gefährlich war. Denn einerseits war die Rinne steinschlaggefährdet und andererseits kam dort immer wieder Blankeis heraus. Diese Stelle ist jetzt kein Problem mehr, im Sommer geht man ohne Steigeisen wie auf einem schmalen Wanderweg darüber. Allerdings wartet am Ende

dieser Stelle inzwischen eine fast senkrechte Felsplatte, die auf einem Klettersteig überwunden wird. Früher ging man hier mit den Händen im Hosensack einfach über den Schnee, heute hat man eine Kletterstelle im 3. Grad zu meistern. Ohne den Klettersteig wäre dieser Normalweg also wesentlich anspruchsvoller und für alle Beteiligten – Alpinschule, Hüttenwirte, Bergführer, Alpinisten – ein Problem. Ich denke da nur an die Wartezeiten, die wir manchmal auch auf dieser Steiganlage haben ...

OR » Auch andere Anstiege und Passagen werden von uns regelmäßig hergerichtet. Wir entschärfen die Felsen, setzen eventuell Bohrhaken oder auch mal eine Stange zum Sichern. Dabei wägen wir aber sorgfältig ab, was unserer Meinung nach – und ich spreche jetzt als Bergretter und Bergführer – notwendig ist, und wir tun nur das, was wir unbedingt glauben tun zu müssen. Natürlich könnte man über alles einen Klettersteig bauen oder aber alles Installierte wieder entfernen. Wir machen weder das eine noch das andere. Gerade ein „Normalweg“ soll auch ein solcher bleiben, das heißt, er soll für einen Durchschnittsbergsteiger auch ohne Bergführer begehbar sein. Außerdem macht das auch unsere Bergführerarbeit sicherer. Um zum Ortler-Normalanstieg zurückzukommen: Im unteren Bereich gibt es eine Passage mit sehr brüchigem Fels, die wir mit Ketten versichert haben, denn wenn dort viele Leute gehen, würde einfach zu viel passieren. Weiter oben weist dieser Grat wieder guten und festen Fels auf und ist gut und sicher zu begehen, deswegen haben wir dort nichts installiert. Trotzdem werden wir regelmäßig gefragt, ob wir die Ketten nicht bis ganz hinauf verlängern könnten ... Naja, man kann natürlich auch eine Rolltreppe hinauf bauen.

PW » *Wo passieren am Ortler-Normalweg die meisten Unfälle?*

OR » Vor allem in der Eisrinne passierten früher viele Unfälle.

Olaf Reinstadler, Jahrgang 1964, gelernter Bäcker, seit 28 Jahren Bergführer, seit 30 Jahren Bergretter, seit 2000 Leiter der Bergrettung Sulden. Langjähriger Leiter der Alpinschule Sulden, in der er als Bergführer tätig ist. Olaf kennt die Berge um Sulden mit ihren schönen und tragischen Gesichtern wie kein anderer.



Kurt Ortler, Jahrgang 1967, gelernter Tischler, hat mit Olaf gemeinsam die Bergführerprüfung gemacht und ist Ausbilder in der Bergrettung und auch als Bergführer in der Alpinschule Sulden tätig. Kurt ist heute mit rund 1500 Besteigungen ziemlich sicher der Mensch, der am häufigsten auf dem Ortlergipfel stand. Und obwohl er nicht aus Sulden stammt, ist sein Nachname tatsächlich: Ortler.



© argonaut.pro



Damit der Normalweg auf den Ortler „normal“ bleibt, muss er auch für Normalbergsteiger „machbar“ sein. Ketten im Fels und, wenn nötig, Leitern über Gletscherspalten helfen dabei. © K. Ortler

le, besonders nachmittags, wenn der Schnee weich war. In den alten Steigeisen ohne Antistollplatte blieb der Schnee haften, dann griffen die Zacken nicht mehr ordentlich, und wenn dann einer aus der Seilschaft wegrutschte, konnten die anderen ihn mit dem Seil nicht mehr halten und wurden mitgerissen. Außerdem waren die Leute oft auch falsch angeseilt, vor allem die Abstände zueinander waren viel zu lang. Auf dem Gletscher ist das richtig, um Spaltenstürze zu halten, aber im felsigen Absturzgelände fördern weite Abstände nur solche Mitreißunfälle. Wir haben schließlich in diese Stelle Ketten reingehängt, aber in den letzten Jahren hat sich die Eisrinne ohnehin von selbst entschärft – es gibt sie heute so nicht mehr.

KO » Auch die Klettersteigstelle am Ortler-Normalweg unterliegt laufenden Veränderungen: Wir haben diese Passage vor rund zehn Jahren mit Ketten eingerichtet, auch mit dem Ziel, dass die Bergsteiger in der Linie bleiben und nicht links und rechts überholen, denn dadurch treten sie Steine ab und verletzen andere. In letzter Zeit macht diese Stelle allerdings aufgrund der Erwärmung wieder Probleme, wir müssen diese Entwicklung genau beobachten.

Auch am Hintergrat hatten Bergsteiger immer wieder Schwierigkeiten und gerieten in Not. Kritisch war hier die obere Platte, die mit 4 bewertet ist. Hier hing – noch vom Krieg – ein alter geringelter Metallstift, ähnlich einem Sauschwanz, den einige Bergsteiger zur Sicherung einzuhängen versuchten. Sie kannten das Modell aber nicht und wussten teilweise nicht recht, wie damit umzugehen ist. Das

führte letztendlich zu mehreren Abstürzen. Wir haben diesen alten Haken entfernt und durch einen neuen und eben allgemein bekannten Bohrhaken ersetzt. Seither gab es hier keinen Unfall mehr. Jetzt haben die meisten Leute an der unteren 4er-Stelle Probleme, allerdings rein klettertechnischer Natur ...

OR » Natürlich haben sich auch die Gletscher massiv verändert, nicht nur bei uns, sondern überall in den Alpen. Wie ich mit dem Bergführen begonnen habe, war am Ortler-Normalweg der Übergang vom Gletscher zum Fels eine unspektakuläre flache Stelle, über die man wie durch eine Mulde einfach zusammen „drübergegangen“ ist. Heute bildet sich dort im Lauf des Sommers eine große Randkluft, über die wir auch schon einmal eine Leiter legen müssen. Dafür hing über dem heutigen Felsriegel früher eine große Wechte und dort waren Unfälle durch Wechtenabstürze beziehungsweise -abbrüche keine Seltenheit. Ich erinnere mich, dass Anfang Juli 1993 ein Kollege von uns gemeinsam mit seinem Gast, dem Japanischen Botschafter, verunglückt ist.

KO » Im Verhältnis zur Masse an Bergsteigern, die am Normalweg unterwegs sind, passiert heute aber sehr wenig. Und wenn etwas passiert, dann betrifft es meistens Personen ohne die notwendige Bergerfahrung, die oft auch nicht fit genug sind. Andererseits: Würden wir unsere Arbeiten hier einstellen, dann wären die Unfallzahlen vermutlich höher und es würde bald heißen, dass der Ortler-Normalweg nicht mehr oder nur noch schlecht zu begehen ist. Das wäre schlecht für die Hütte und auch schlecht für uns Bergführer



Hintergrat, Hochjochgrat & Co. verlangen von ihren Begeherinnen die hohe Kunst der Seil- und Sicherungstechnik mit variablen Abständen im kombinierten Gelände – was viele überfordert.

© K. Ortler

– gut, für uns vielleicht weniger schlecht, denn dann würden wohl mehr Leute mit uns gehen.

Wenn Bergsteiger heute in eine Notsituation kommen, dann meistens oben bei der Biwakschachtel oder direkt beim „Bärenloch“, dort wo der Felsriegel ist, den man rechts im Schnee umgeht. Das ist eine steile Passage, wo im Frühjahr viel Trieb Schnee liegt, der im Lauf des Sommers immer mehr abschmilzt, bis irgendwann das Blankeis herauskommt. Für Bergsteiger, die nicht mit Steigeisen gehen können, wird diese Stelle rasch zum Problem, vor allem im Abstieg, wenn sie schon müde und unkonzentriert und noch dazu am viel zu langen Seil angeseilt sind.

PW » *Auch am Normalweg auf den Ortler ist man als Bergführer also gefordert und muss verschiedene Seil- und Sicherungstechniken anwenden?*

OR » Ja, mit Fortschreiten des Sommers ändern sich natürlich die Verhältnisse. Im Frühsommer kann man meistens am schönsten und sichersten unterwegs sein. Passen die Verhältnisse, gehen wir schon auch mal mit drei Kunden. Da sagen jetzt sicher manche Bergführerkollegen: Das sind zu viele! Aber das müssen wir als Einheimische ein wenig selber entscheiden ... Am Hintergrat nehmen wir verständlicherweise nur maximal zwei Personen mit, ebenso wie am Ortler-Normalweg bei ungünstigen Verhältnissen.

KO » Man muss wissen, dass wir uns auch am Normalweg unsere Kunden recht gut anschauen. Alle müssen eine sehr gute Kondition mitbringen und mit Steigeisen gehen können – was vor allem im Hochsommer, wenn es eisig wird,

besonders wichtig ist. Sie sollten auch über Fels erfahrung verfügen und schwindelfrei sein. Wer zwar viel am Berg unterwegs ist, aber eben diese Vorkenntnisse nicht hat, dem empfehlen wir zuerst ein mindestens eintägiges Training. Es heißt dann zwar oft, dass wir damit nur Geld verdienen möchten, aber daran, dass wir die letzten Jahre praktisch keine Probleme mehr hatten, sieht man, dass diese Maßnahme greift. Nicht nur die Bergführer, vor allem die Kunden selber haben ein besseres Gefühl, wenn sie die notwendigen Techniken geübt haben und vorbereitet sind auf das, was auf sie zukommt. Die meisten sind dankbar für dieses Angebot und oft sagen sie, dass es etwas Druck und Stress von ihnen genommen hat. Und für uns Bergführer ist es sowieso viel angenehmer, wenn wir unsere Kunden schon etwas kennen und wissen, wo ihre Stärken, Schwächen und Erwartungen liegen.

PW » *Sulden ist umgeben von tollen Bergen, auf die viele grandiose Hochtouren führen. Welche Ziele sind noch beliebt?*

OR » Generell sind zwei Drittel der Gäste am Ortler unterwegs, das andere Drittel verteilt sich auf die restlichen Berge wie Cevedale oder Suldenspitze. Die Königspitze ist ein wenig ins Hintertreffen geraten, da Besteigungen im Sommer höchstens noch bis ungefähr Ende Juli möglich sind. Wir führen sie aber nur noch bis etwa Mitte Juli. Denn wenn im Gipfelbereich die Steine herauskommen, dann muss man es einfach gut sein lassen. Und was die Ortler-Besteiger betrifft: Von denen wählen ungefähr 70 Prozent den Normalweg, fast alle anderen nehmen den Hintergrat.

PW » *Der Zebrù spielt für die Alpenschule keine Rolle?*

KO » Ja, der ist komplett in den Hintergrund geraten, doch seitdem das Hochjoch-Biwak komplett neu hergerichtet wurde, rutscht er ein kleines bisschen im Ranking hoch. Das Hauptproblem dabei ist, dass das Hochjoch so stark ausgeapert ist, dass man von der Suldener Seite nicht mehr hinaufkommt, weil praktisch nur noch Fels herauschaut – höchstens ginge es noch im Frühjahr, aber der Abstieg müsste dann entsprechend früh stattfinden.

OR » Auch für selbständige Alpinisten ist der Zebrù von Sulden aus kein ganz einfaches Gipfelziel, zumindest was die Logistik betrifft: Nur um zum Ausgangspunkt zu gelangen, macht man eine halbe Weltreise über Bormio nach Sant Antonio und dann zehn Kilometer mit dem Taxi ins Val Zebrù. Und dann sind es noch ungefähr zwei Stunden Gehzeit zur Hütte, dem Rifugio Quinto Alpini. Von dort ist der Zebrù dann keine schwierige Tour.

PW » *Rund um Sulden gibt es neben dem Hintergrat ja weitere tolle Grate, die aktuell nicht oft gegangen werden. Glaubt ihr, man sollte sie ein wenig „sanieren“, sprich Sicherungspunkte setzen, um sie beliebter zu machen?*

OR » Mit Sicherheit. Und man müsste das auch bekannt machen. Denn wenn nichts gemacht wird, dann traut sich kaum jemand mehr dorthin. Ob man das allerdings auch umsetzen möchte, ist eine andere Frage. Generell sind alle Routen, die früher über den Gletscher gegangen sind, heute schwerer und gefährlicher, weil sich das Eis so weit zurückgezogen hat. Vor 30 Jahren hat man von der Hintergrathütte sämtliche Klassiker gemacht: Königspitze-Nordwand, Königspitze-Suldengrat, Zebrù-Nordwand, Zebrù-Hochjochgrat zum Biwak, Hochjochgrat und Marltgrat auf den Ortler und noch mehr. Die Berge waren im Sommer weiß, und die tollen Firnhänge machten die Begehungen möglich. Heute sind die Flanken im Sommer schwarz, weil sie völlig ausgeapert sind. Deswegen sind wir früher, Mitte der 1980er-Jahre, als Bergsteiger den Hintergrat nicht gegangen, weil den ohnehin jeder gemacht hat. Wir wollten etwas Schwierigeres ins Tourenbuch schreiben, zum Beispiel die Nordwand. Heute sind wir froh, dass wir den Hintergrat immer noch gehen können, denn der hat sich auch im Lauf der Zeit kaum verändert. Im oberen Bereich am Grat sind ein paar Teile weggebrochen, da wurde er etwas in Mitleidenschaft gezogen, aber ansonsten ist er noch recht fit.

PW » *Kommen heute mehr oder weniger Bergsteiger nach Sulden?*

KO » Weniger, was man vor allem an der Auslastung der Hütten sehen kann. Ich denke, das liegt daran, dass die Viel-

falt an Tourenmöglichkeiten und Routenvarianten abgenommen hat. Heute machen Bergsportler, die eine sehr gute Kondition haben, viele Touren allerdings auch ohne Hüttenübernachtung, direkt vom Tal aus. Da kann es durchaus vorkommen, dass die ersten schon an der Hütte vorbei sind, wenn wir mit den Gästen dort starten. Aber noch bevor die Schwierigkeiten etwa am Hintergrat richtig losgehen, haben wir sie wieder eingeholt, weil sie ganz oft falsch gehen. Und dann bauen sie auch noch Steinmännchen am falschen Weg ... Vielleicht, um wieder zurückzufinden? Wir wissen es nicht. Jedenfalls, wir sind es nicht, die die Leute dort in die Irre leiten!

PW » *Wie ist das Verhältnis zwischen den einheimischen Bergführern und jenen, die ohne Bergführer unterwegs sind?*

OR » Als Bergführer brauchen wir die notwendige Sicherheit für unsere Kunden und für uns. Deswegen entschärfen wir in manchen Anstiegen gewisse Passagen und deswegen gehen wir oft voraus. Der Ortler-Normalweg geht zu zwei Dritteln über Eis und Schnee, und dort legen wir meistens die erste Spur an – einfach weil wir als erste da sind. Sogar die auswärtigen Bergführer fragen, ob schon gespurt ist. Ehrlicherweise machen wir als Locals ohnehin lieber selber die Spur, denn dann wissen wir, dass sie gut ist. Das ist im Grunde auch unser Job, unsere Berufung, unsere Aufgabe und vielleicht auch ein bisschen unsere Visitenkarte. Grundsätzlich ist es natürlich auch in Ordnung, wenn alle anderen dieser Spur nachgehen. Aber wenn manche drei Stunden unserer Spur nachgegangen sind und dann meinen, die letzten 400 Höhenmeter zum Gipfel vorausrennen zu müssen, ist das schon ärgerlich.

PW » *Der beliebte Hintergrat wird jeden Sommer von zahlreichen führerlosen Seilschaften bestiegen. Was läuft dabei nicht so gut?*

KO » Naja, der Hintergrat ist eine lange Hochtour. Kletterer und Seilschaften, die nicht oft am Berg unterwegs sind, also denen sieht man es auf den ersten Blick an. Schon wenn sie das Seil aus dem Rucksack nehmen und herrichten, ist dann schnell klar, dass sie wenig Ahnung vom richtigen Handling haben. Manchmal weisen wir sie darauf hin, dass sie mit dem Anseilen besser noch etwas warten sollen, bevor es sie nur behindert und für sie und andere gefährlich wird. Denn am Hintergrat startet man ohne Seil, die ersten eineinhalb Stunden benötigt man es nicht, dann kommt allerdings der erste Felsriegel im 2. Grad und wer hier ungesichert ausrutscht, ist weg. Dieses leichte Gelände im 2. und 3. Grad ist nicht nur für uns Bergführer das gefährlichste, weil man hier jemanden, der die Schwierigkeiten nicht seilfrei beherrscht,



„Das letzte flache Stück zum Gipfel ist wunderschön ...“, doch der Obere Ortlergletscher verlangt weiterhin Aufmerksamkeit. © K. Ortler

sichern muss – aber weil man das ehrlicherweise nicht optimal machen kann. Passt man hier nicht höllisch auf und arbeitet mit allen Tricks, dann kann eine stürzende Person die ganze Seilschaft mitreißen. Private Seilschaften seilen deswegen meist erst auf 3700 Metern bei der Signalkuppe an, wo es wirklich steil, ausgesetzt und zum Klettern wird. Eine gute Idee, aber der Hintergrat ist kein Klettergarten und viele wissen nicht, wie sie dort im felsigen Gratgelände eigentlich sichern sollen. Stehe ich als Bergführer gerade neben ihnen, dann bemerke ich fast immer, dass sie ein wenig schauen, wie ich so sichere. Und dann versuchen sie es nachzumachen. Aber egal ob es am Grat hinaufgeht oder hinter einem Felskopf wieder hinunter, sie haben zwei große Probleme: Sie gehen immer am langen Seil und sie sehen die Schuppen, Kanten und Haken nicht, wo man sichern könnte. Diese Sicherungstechnik im leichten kombinierten Gratgelände mit variablen Seillängen verlangt viel Übung und ist komplexer als klassisches Felsklettern. Man muss perma-

nent aufmerksam sein und mitdenken, was an der jeweiligen Stelle passieren kann: auf welche Seite der Nachsteiger wegrutschen könnte, wie das Seil am besten läuft, wo ich den Stand mache, wann ich vom Fixpunkt sichere, wann ich parallel gehe und so weiter. Auch mit schwächeren Gästen holen wir hier dann auch die meisten vorausgehenden Seilschaften wieder ein, weil diese bei ihrem Seilhandling viel Zeit benötigen.

OR » Manche sind dann beim Abstieg über den Normalweg irgendwann überfordert. Kurt hat schon die Stelle am Biwak erwähnt, wo im Hochsommer der Weg ausgeapert ist und man über die Felspassage klettern muss – das ist eine 3er-Stelle. Vom Eis steigt man mit den Steigeisen auf den Fels – da wissen viele nicht, sollen sie die Eisen ausziehen, oder anlassen ... Weiter unten ist das Problem dann oft noch größer: Wir gehen mit unseren Gästen gern bis zu einer Abseilstelle und lassen sie rund 18 Meter ab. Dort befindet sich dann ein Haken, von dem wir sie weitere 30 Meter

Sehnsucht nach Schnee

3000 Meter, drunter und drüber – auf Skihochtour in der Ortlergruppe

>> **Stefan Herbke**





Im Martelltal starten Skibergsteiger zu einer der großartigsten Durchquerungen der Ostalpen: von Hütte zu Hütte rund um den Monte Cevedale.

„Das war wirklich die schönste Zeit, die ich je hatte“, erinnert sich Ulrich Müller. Er meint den ersten Lockdown im Frühjahr 2020. Kurz hält man inne, ob man sich nicht gerade verhöhrt hat, doch der Wirt der Zufallhütte lässt trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Folgen keine Zweifel aufkommen. „Zwei Monate war ich komplett allein hier oben – es war traumhaft.“ Dabei hatte er gerade erst die Hütte aufgesperrt, die Buchungen stimmten ihn zuversichtlich, und die Schneelage war ausgezeichnet. Und dann beendete Corona die Saison abrupt. Mit Blick auf die strengen Ausgangssperren im Tal entschied sich Uli, die Zeit lieber am Berg auszusitzen. „Die Lebensmittel hätten locker für zehn Tage Vollbelegung gereicht“, erzählt er lachend, „damit hatte ich für mich auf Wochen genug zum Essen.“

Rund 80 Schlafplätze gibt es in der komfortablen Zufallhütte, die auf einer Sonnenterrasse in 2265 Metern Höhe am Ende des Martelltals thront – für viele die Eingangspforte ins Skitourenparadies der Ortlergruppe. Das über 25 Kilometer lange Tal führt vom Vinschgau, wo schon früh im Jahr ein Hauch von Frühling zu spüren ist, hinein in den Winter, der im Talschluss selbst Anfang Mai noch Abfahrten bis zum Auto garantiert. Außergewöhnlich ist das Martelltal nicht nur, weil es hier im Gegensatz zu Sulden oder dem Ultental keinerlei Aufstiegsanlagen gibt. Mitte der 60er-Jahre des

Die Cima Marmotta (Köllkuppe) zählt zu den beliebtesten Zielen, was bei dem Blick auf Königspitze, Ortler & Co. nicht weiter verwundert.

Seit 20 Jahren bewirtschaftet Ulrich Müller die Zufallhütte im hintersten Martelltal.

© alle Fotos: S. Herbke



Das Martelltal ist bekannt für den Anbau von Erdbeeren, einsame Tourenziele wie die Hintere Nonnenspitze (Mitte) und den Monte Cevedale, einen der beliebtesten Skidreitausender der Ostalpen (oben, gesehen vom Aufstieg zur Köllkuppe).

letzten Jahrhunderts stiegen die ersten Landwirte von der Viehwirtschaft auf den Obstanbau um, da sie aufgrund der kleinstrukturierten Höfe nicht vom Milchverkauf leben konnten. Für die älteren Bauern ein Kulturschock: Auf einmal waren die Ställe leer, und im Talboden wurden die grünen Wiesen von Erdbeerefeldern abgelöst! Doch der radikale Wechsel hat sich ausgezahlt – einige können mittlerweile von ihrem Betrieb leben. Aufgrund der Höhenlage zwischen dem Taleingang bei Morter (727 m) und dem Biathloncenter unter der Staumauer des Zufrittsees, rund 1000 Meter höher, können die Erdbeeren den ganzen Sommer über bis September geerntet werden. Sie reifen aufgrund der warmen Tage und kühlen Nächte eher langsam und punkten zudem durch eine intensive rote Farbe. Das Martelltal gilt damit als das höchste europäische Beerenanbaugebiet.

Im Winter dreht sich dagegen alles um die Farbe Weiß. Neben Biathlon und Schneeschuhwandern sind es vor allem die vielen Skitouren, die das Martelltal auszeichnen. Es gibt sonnseitige Ziele wie Laaser Spitze, Schluderspitze, Lyfispitze, Schöntaufspitze oder die 3422 Meter hohe Plattenspitze, wobei die Anstiege trotz der deutlich über 3000 Meter hohen Gipfel komplett gletscherfrei und oft auch im Hochwinter schon möglich sind. Und es gibt schattseitige Ziele wie die Hintere Nonnenspitze, die sich hoch über dem Zufrittsee versteckt und beim Blick von der schmalen Uferstraße nur einen wenig attraktiven Waldgürtel zeigt. Doch wer diese Hürde gemeistert hat, wird reichlich belohnt, denn über dem Zufrittsee öffnet sich ein großartiger Nordhang über rund 900 Höhenmeter: Für abfahrtsorientierte Tourengeher ist diese immer noch als Geheimtipp gehandelte

Tour der skifahrerische Höhepunkt des Martelltals.

Dennoch steuert die Masse der Skitourengänger auf schnellstem Weg den Talschluss an – die Anziehungskraft von Cevedale, Zufallspitze & Co. ist einfach zu groß. Der Anstieg zur Zufallhütte vom Parkplatz am Ende der schmalen, kurvenreichen Straße ist überschaubar: Erst durch einen engen Graben, dann über eine flache Ebene und schließlich hoch über der tief eingeschnittenen Plimaschlucht, über die eine spektakuläre Hängebrücke führt, zur Hütte. In gemütlicher Gangart benötigt man für die Strecke keine 45 Minuten. Als Alternative bieten sich die gut 300 Meter höher liegende Marteller Hütte oder einer der beiden Gasthöfe in Parkplatznähe als Stützpunkte an.

Komfort am Ende der Welt

Die meisten bevorzugen allerdings die Zufallhütte, die Ulrich Müller seit 2002 bewirtschaftet. Der Schritt vom Obstbauern zum Hüttenwirt überraschte selbst seinen Freundeskreis. „Mein Vater wollte mich zum Psychologen schicken“, erinnert er sich, „verstanden hat das niemand, aber für mich war es eine Herausforderung – und ich wollte einfach mal etwas anderes machen.“ Bereut hat er die Entscheidung nie, und so wurden aus den anfangs geplanten neun Jahren mittlerweile 20. Geändert haben sich in diesem Zeitraum vor allem die Ansprüche der Gäste. „Die Leute wollen mehr Komfort“, ist seine Erfahrung, „und zum Glück haben wir schon immer relativ viele Zwei- und Drei-Bett-Zimmer gehabt.“ Sogar eine Sauna gibt es – eine willkommene Abwechslung für Gruppen, die hier eine ganze Woche bleiben. Dennoch sind die Übernachtungen trotz des Skitourenbooms kaum gestiegen. „Früher gab es mehr



Der Schluchtenweg

Seit dem Sommer 2016 errichtete man entlang der eindrucksvollen Plimaschlucht, die vom Talschluss bis in die Ebene oberhalb der Zufallhütte verläuft, vier außergewöhnliche Bauwerke aus Cortenstahl, die überraschende Einblicke in die bisher versteckt liegende Klamm ermöglichen.

Die „Kelle“ führt steil hinunter in die enge Schlucht, die „Sichel“ leitet den Besucher mit Panoramablick vorsichtig an der Geländekante entlang und die „Kanzel“, dritter Aussichtspunkt, steht unter dem

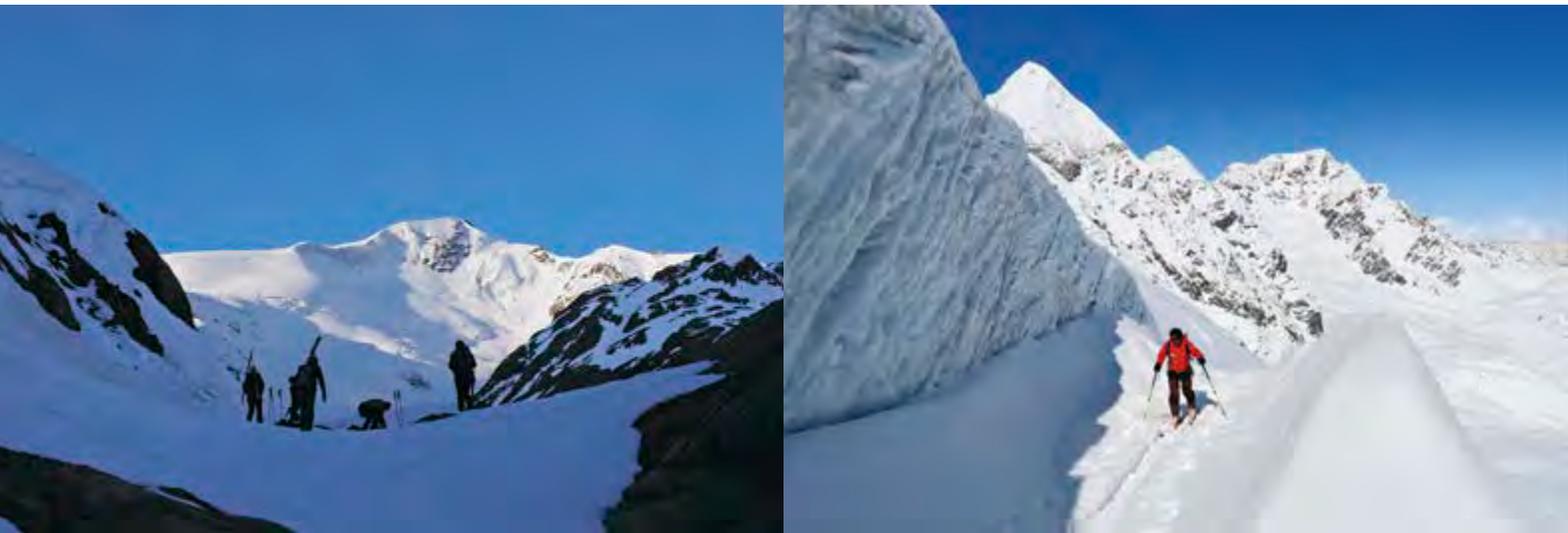
Motto „Wer noch weiter hinaufsteigt, kann noch weiter hinunterschauen“. Während diese Plattformen im Winter bei Schnee und Eis gesperrt werden, kann die elegante Hängebrücke ganzjährig genutzt werden. Dadurch können Schneeschuhwanderer eine kurzweilige Rundwanderung unternehmen – und Tourengeher können von der Zufallhütte aus ganz bequem die Talseite wechseln, um die Gipfel zwischen der Cima Marmotta (Köllkuppe) und der Dritten Veneziaspitze zu erreichen.

Wochengäste“, erklärt Uli, „heute bleiben die meisten eher drei bis vier Tage.“

Rund neun Monate im Jahr verbringt der ehemalige Obstbauer auf seiner Hütte. Obwohl die ausgefüllten Tage oft schon morgens um fünf Uhr beginnen, genießt er die Zeit. „Du lebst einfach im Paradies“, meint er, „und wenn du das ein paar Jahre machst, dann kannst du dir eigentlich gar nichts anderes mehr vorstellen.“ Auch den Kontakt mit den Gästen, von denen viele schon öfter hier waren, schätzt er. Und dann, im Frühjahr 2020, war Uli auf einmal allein in seiner Hütte; kein einziger Skitourengeher verirrte sich während der Ausgangssperre in die Ortlergruppe. „Seit der Schule war das meine erste Auszeit, wo du dir keine Gedanken über die anstehende Arbeit machen musstest“, erzählt er. Und schiebt fast entschuldigend hinterher: „Du durftest ja nichts tun, doch für mich war das erst einmal richtig befreiend.“ Tag für Tag saß er auf der Terrasse, genoss die ausnehmend sonnigen Frühlingstage, den Blick auf die einsame Bergwelt und die Skitouren – die Wasserstelle musste ja regelmäßig kontrolliert werden. „Du kannst dir das nicht vorstellen“, schwärmt er, „ich habe einfach in den Tag hineingelebt, am Schluss sind die Gämsen vor der Hütte rumgelaufen, nachts kamen die Hirsche und tagsüber hat der Birkhahn gesungen – das war einfach eine geile Zeit.“

Ihre Tage auf der Zufallhütte genießen auch die Gäste. „Hier fehlt es mir an nichts“, so freut sich etwa Kurt Ortler immer wieder auf die Tourenwochen im Martelltal. „Eigentlich könntest du zwei Wochen lang jeden Tag einen anderen Gipfel machen“, schwärmt der Bergführer aus Prad vom Tourenangebot. „Selbst bei ungünstigen Verhältnissen kannst du etwa Richtung Langenferner auf die Eisseespitze starten.“ So groß die Auswahl an lohnenden Dreitausendern auch ist, an erster Stelle stehen mit großem Abstand die Zufallspitze (3757 m) und der benachbarte Monte Cevedale (3769 m), die quasi den Mittelpunkt der Ortlergruppe bilden. Von allen Seiten kann man die beiden stark vergletscherten Gipfel besteigen. Von der Zufallhütte aus bieten sich drei Routen an. Die einen wählen den extralangen Weg über den – nomen est omen – Langenferner, während andere die Schleife über den Zufallferner bevorzugen. Der Großteil wählt allerdings die direkte Linie über den Fürkeleferner und hält direkt auf die Zu-





**Traumziele am
laufenden Band (von
links nach rechts):
Punta San Matteo,
Königspitze und Ortler
vom Anstieg zur
Suldenspitze ...**

fallspitze zu, um schließlich unter dem Gipfel nach links auf den felsigen Südostkamm zu queren, über den man problemlos aufsteigt – und schließlich begeistert innehält: Gleich vis-à-vis erhebt sich die weiße Pyramide des Monte Cevedale, und daneben tauchen die grandiosen Gletscherhänge von Palon de la Mare und Punta San Matteo auf.

Zwischen Trubel und Einsamkeit

Auf der Zufallspitze, die vom Skidepot in wenigen Minuten erreicht wird, steht man im Zentrum der Ortlergruppe und genießt einen grandiosen 360-Grad-Rundblick. Früher galt der Cevedale als höchster Skitouren Gipfel der Ostalpen, doch mittlerweile stehen selbst die deutlich höhere Königspitze mit ihrer steilen Ostflanke und der 3905 Meter hohe Ortler – mit Anstieg von der Berglhütte über die Trafoier Eisrinne – bei vielen ambitionierten Skitourengehern auf dem Programm. Natürlich ist das Können der Skitourengehern gestiegen, vielleicht haben sich durch den Gletscherrückgang aber auch die Verhältnisse verbessert. „Am Cevedale ist der Gipfelgrat in den letzten zwei Jahren etwas flacher und damit leichter geworden“, hat Kurt Ortler beobachtet. Sichtbar wird dies auch ein paar Meter vor dem Gipfelkreuz an den Resten eines Holzunterstands, von dem vor ein paar Jahren nur die obersten Zentimeter aus dem Eis schauten. Mittlerweile ist das Relikt aus dem Ersten Weltkrieg komplett ausgeapert.

Platz gibt es hier oben mehr als genug. Den braucht es an manchen Tagen auch, wenn die aus

dem Martelltal, von Sulden und von der Pizzinihütte aufgestiegenen Tourengeher gleichzeitig am Gipfel eintreffen. Überraschenderweise kommt kaum einer über die südostseitigen Hänge, dabei sind diese das skifahrerische Aushängeschild des Cevedale. So beliebt und frequentiert die Ortlergruppe auf den ersten Blick auch sein mag, selbst hier ist es ganz einfach, dem Trubel zu entkommen. Bei der Abfahrt über die traumhaft geneigten, teilweise sogar recht steilen Hänge wird man häufig komplett allein unterwegs sein. Dabei wartet unten, auf Höhe der imposanten Seitenmoräne des arg zurückgegangenen Vedretta de la Mare, das Rifugio Cevedale G. Larcher auf Skitourengeher – ein traumhaft gelegener Stützpunkt auf der stillen Seite der Ortlergruppe.

Im Sommer 2009 wurde die Hütte renoviert und wintertauglich gemacht. Trotz aller Annehmlichkeiten samt gemütlicher, holzgetäfelter Stube mit Fußbodenheizung und Kachelofen lassen viele Tourengeher den Stützpunkt links liegen. Die im Vergleich zu den anderen Hütten etwas spätere Öffnung im Frühjahr und eine leichte Ungewissheit über die tatsächliche Bewirtschaftung schreckt viele ab. Manuel Casanova, dessen Eltern die Hütte im Jahr 1967 gepachtet haben und der seit seinem dritten Lebensjahr quasi hier oben aufgewachsen ist, sperrt aufgrund der geringen Nachfrage eben lieber etwas später auf. Was schade ist, denn die Cevedalehütte ist ein wichtiges Puzzlestück für eine überaus interessante Runde durch die Ortlergruppe. Auch wenn viele Touren-



geher aus Bequemlichkeit lieber mehrere Tage auf einem Stützpunkt verbringen: Die wahren Skiqua-
litäten der Ortlergruppe entdeckt man erst auf einer Durchquerung.

An Wochenenden zählt Manuel vielleicht einmal 40 Übernachtungsgäste – für doppelt so viele wäre Platz –, doch unter der Woche sind es manchmal nur eine Handvoll. Und das in Zeiten, in denen alle anderen Hütten der Ortlergruppe mehr oder weniger ausgebucht sind. Entsprechend einsam ist daher auch der landschaftlich großartige Anstieg auf die Gletscherkuppe des Palon de la Mare (3703 m), die den Übergang zur Branchahütte ermöglicht. Eine großartige Tour mit tollem Ausblick bis zur Brenta und in die Bernina – und auf die imposanten Gletscherhänge der Punta San Matteo, dem Höhepunkt des Skitourenangebots der beliebten Branchahütte. Wer von der Cevedalehütte kommt, wird bei dem Trubel in und um die Hütte erst einmal auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt. Die Hütte ist voll, es ist laut und das Publikum international. „In manchen Wochen haben wir Gäste aus zwölf Nationen da“, erzählt Eugenio Alberti stolz, „einige kommen sogar aus Neuseeland, Kanada, Amerika, Russland, Australien und Japan.“

Endlose Weiten – ohne Netz

Seit der Einweihung im Jahr 1934 kümmert sich die Familie Alberti um die Branchahütte, mittlerweile in der dritten Generation. Bereits der Bau war eine reine Familienangelegenheit. Ein Maurer

und ein Tischler – beide Brüder des ersten Hüttenwirts Felice Alberti – bauten die erste Hütte mit 28 Schlafplätzen. Das dafür benötigte Holz wurde kurzerhand von den alten Stellungen aus dem Ersten Weltkrieg auf der Cima S. Giacomo zusammengeklaut. Mehrmals wurde die Hütte erweitert und modernisiert, selbst auf das Internet müssen die Skitourengeher hier nicht mehr verzichten. Das mag überflüssiger Luxus sein, doch auf der Runde durch die Ortlergruppe wird man überrascht sein, wie selten das Handy Empfang hat. Im Grunde ist das Gebiet ein riesiger weißer Fleck ohne Netz.

Während sich das Gebiet um die Zufallhütte durch seine Weite auszeichnet, sind die Berge im Bereich der Branchahütte deutlich wilder. „Bei Schlechtwetter musst du in der Hütte bleiben“, meint Kurt Ortler, „die Berge hier sind einfach deutlich anspruchsvoller, die Gletscher viel spaltiger.“ Bester Beweis dafür ist die Tour zur Punta San Matteo (3678 m), dem optischen Höhepunkt über der Branchahütte. Überaus spannend führt die Route durch die nahezu komplett vergletscherte Flanke, zum Greifen nah sind die Eisbrüche und dazwischen – gewissermaßen zum Fallen nah und leicht zu übersehen – das eine oder andere tückische Loch. Der Matteo ist ein schönes Ziel: Bis zum höchsten Punkt kann man mit Ski gehen, und bei der Abfahrt stehen einem alle Möglichkeiten offen.

Auch rund um die Branchahütte gibt es genug Ziele für eine abwechslungsreiche Tourenwoche, doch im Rahmen einer Durchquerung geht es

... der Gipfel des Monte Cevedale und der wilde Anstieg durch die Trafoier Eisrinne auf den Ortler.

weiter. In diesem Fall zur Pizzinihütte, die nach der Tour auf die Punta San Matteo nach einem schweißtreibenden Anstieg über sonnige Hänge erreicht wird. Auf der einladenden Hütte am Fuß der 3859 Meter hohen Königspitze kümmern sich die Brüder Claudio und Mauro Compagnoni, Verwandte der berühmten Skirennläuferin Deborah, zwischen der Bar, dem großzügigen Speisesaal und schönen Zimmern im Neubau aufmerksam um die Gäste. Bei guten Verhältnissen zieht es die Könnner auf die Königspitze, ansonsten steht der Monte Cevedale hoch im Kurs. Zwischen den beiden Gipfeln ragt mit der Suldenspitze ein weiterer überaus beliebter Dreitausender auf, der über die Casatihütte ganz einfach zu besteigen ist – ein lohnender Abschluss der Skitourenrunde.

In der Regel wird die Suldenspitze allerdings vom Suldener Skigebiet über die vergletscherte Nordflanke bestiegen – für Kurt Ortler die schönste Skitour von Sulden. Der Lohn für den mit rund 800 Höhenmetern recht überschaubaren Anstieg von der Schaubachhütte, die man ganz bequem mit der Seilbahn erreicht, sind grandiose Ausbli-

cke, vor allem auf Königspitze und Ortler. „Im Sommer ist der Ortler meine Arbeitsstelle“, erzählt Kurt Ortler, der seinen Hausberg mittlerweile mehr als 1500 Mal bestiegen hat. Einmal sogar an 19 Tagen hintereinander, ohne Ruhetag dazwischen. „Mal geht’s über den Hintergrat rauf, dann wieder über den Normalweg“, sagt Kurt, „und viele wollen einfach mit mir gehen, wobei das sicher auch an meinem Namen liegt.“

Ski und Kanonen

Beim Blick von der Suldenspitze nach Süden dominiert neben dem Gletscherkessel unter der Punta San Matteo der Monte Cevedale mit seinen sanften Gletscherdünen, über die früher, ab dem Jahr 1957, ein bei der Casatihütte startender Schlepplift den Sommerskibetrieb ermöglichte. Der Zugang war allerdings recht mühsam: Mit dem Jeep ging es auf steiler Straße bis zur Talstation der Materialeilbahn auf Höhe der Pizzinihütte und von dort zu Fuß weiter zur großen Casatihütte, die direkt am Gletscherrand steht und aussieht wie eine Kaserne – im Grunde ein wenig einladen-

Rund um den Monte Cevedale

Diese anspruchsvolle Skitourenrunde verlangt eine gute Kondition und unbedingt gute Wetter- und Sichtverhältnisse. Eine komplette Gletscherausrüstung sowie Harscheisen und Steigeisen sind erforderlich. Achtung: Nahezu auf der kompletten Tour gibt es keinen Handyempfang! Im Martelltal selbst gibt es leichte bis anspruchsvolle Ziele für Skitourengeher. Beste Zeit ist Ende März bis Anfang Mai; einige Touren im Martelltal können auch schon früher im Jahr begangen werden.

Anreise

Mit der Bahn über Bozen nach Meran und mit der Vinschger Bahn (www.sad.it) nach Goldrain, anschließend mit dem Bus nach Martell und mit dem Taxi (z. B. Erwin's Bus, Tel. +39 380 7021405) in den Talschluss.

Mit dem Auto entweder über Brenner, Bozen und Meran oder über den Reschenpass in den Vinschgau. In Goldrain zweigt die Straße ins Martelltal ab.

Hütten

- Zufallhütte (2265 m), bewirtschaftet von Mitte Februar bis Anfang Mai, +39 335 6306603, www.zufallhuette.com
- Marteller Hütte (2585 m), Alpenverein Südtirol, bewirtschaftet von Ende Februar bis Anfang Mai, +39 335 5687235, www.martellerhuette.com
- Rif. Cevedale G. Larcher (2608 m; Foto), bewirtschaftet von Ende März bis April, +39 328 6529615, www.rifugiocevedale.it



- Rif. C. Branca (2493 m), bewirtschaftet von Anfang März bis Mitte Mai, +39 0342 935501, www.rifugiobranca.it
- Rif. Pizzini (2706 m), bewirtschaftet von Anfang März bis Mitte Mai, +39 0342 935513, www.rifugiopizzini.it

Bergführer

Alpenschule Ortler, www.alpenschule-ortler.com; Kurt Ortler, www.ortler-kurt.com

Karte

Tabacco, Blatt 08, Ortlergebiet, 1:25.000

Info

Tourismusverein Latsch – Martell, Tel. +39 0473 623109, www.vinschgau.net



der Bau, dessen beste Zeiten schon lange vorbei sind. Im Jahr 1979 endete die Ära des Sommerskilaufs und der Lift versank langsam im Schnee, bis vor einigen Jahren die Reste abgebaut und ins Tal geflogen wurden.

Noch zu sehen sind dagegen immer wieder Relikte aus dem Ersten Weltkrieg. Zum Beispiel am Cevedale oder am Eiskofel, einer 3275 Meter hohen Felskuppe zwischen Zufall- und Langenferner. Dort erinnern drei jeweils gut sechs Tonnen schwere Kanonen an die Schrecken des Krieges. Die bei der Isonzoschlacht von den Italienern zurückgelassenen Geschütze wurden ab Mitte Februar 1918 von 120 Mann auf Schlitten über den Langenferner auf den Eiskofel gezogen. Nach vier Monaten war man am Ziel und konnte trotz der Entfernung von der Front italienische Stellungen erreichen, die sogar versteckt hinter der Königspitze lagen. Eine absurde Episode aus der Endphase des Krieges, ein denkwürdiger Platz und ein lohnender Abstecher im Anschluss an die Suldenspitze.

An dem schier unerschöpflichen Angebot an Skitourenzielen wird nach der viertägigen Runde durch die Ortlergruppe wohl keiner mehr zweifeln, doch zur Sicherheit zeigen sich einige der Klassiker auf der Abfahrt noch einmal von ihren schönsten Seiten. Diese wurden auch im Frühjahr 2021 häufig bestiegen, doch an eine Skidurchquerung war aufgrund des erneuten Lockdowns nicht zu denken. Arbeit gab es für Ulrich Müller trotzdem genug, denn im Gegensatz zum Beginn der Pandemie hoffte er diesmal wie viele seiner Kollegen Woche für Woche auf Lockerungen und den Start in die Saison. Letztendlich vergebens. Aber es geht weiter, es muss weitergehen. „Natürlich gibt es Situationen, in denen du dich fragst, warum du das eigentlich machst“, sagt Uli während der Vorbereitungen auf die Sommersaison, „aber insgesamt überwiegt die Freude. Du machst ja so einen Job nicht aus finanziellen Gründen – da hätte ich meinen alten Job behalten müssen –, sondern aus Überzeugung.“

Skiklassiker, die während des Lockdowns nur wenig Besuch bekamen: Blick vom letzten Aufschwung zur Suldenspitze auf Zufallspitze und Cevedale.





BergFokus

Sie hätten sich damals, im Sommer 1962, auch wesentlich bequemer betten können. Doch Pit Schubert und Jürgen Winkler, der junge Mann hinter der Kamera, ließen das Berghaus Diavolezza links liegen und wählten das Nachtlager unter freiem Himmel: auf einer Felsinsel im Persgletscher unter dem Piz Palü. **Freiheit** findet, wer sie sucht, in vielen Formen – und am sichersten jenseits der Bequemlichkeit.

Die Fesseln der Freiheit

Eine alpinistische Ideengeschichte

>> **Tom Dauer**

Trügen Bergsteiger – welcher Epoche, welcher alpinen Spielart, welchen Alters und Geschlechts auch immer –, trügen Bergsteiger Fahnen, würden sie darauf in großen Lettern das Wort „Freiheit“ schreiben. Was aber meinen sie damit? Freiheit wovon, Freiheit wozu? Und könnte der Mensch das überhaupt: frei sein?



Die Freiheit sei ein „poröser Begriff“, resümierte der Philosoph Isaiah Berlin (1909–1997), nachdem das Nachdenken über ebendiesen viele Jahre lang sein Steckenpferd gewesen war. Dies habe zur Folge, „dass es kaum eine Deutung gibt, gegen die er sich sperrt“.

Tatsächlich haben Menschen zu allen Zeiten und Gelegenheiten die Freiheit im Munde geführt und ihre Idee davon in den politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ring geworfen. Das aber soll hier nur im Hintergrund interessieren und als Hinweis darauf, dass es wichtigere Freiheitsdebatten gibt als diejenigen, die im Alpinismus geführt werden – setzt doch allein die Ausübung desselben schon ein gewisses Maß an Handlungsoptionen voraus. Freilich, auch der Alpinismus kann sich nicht den Umständen entziehen, unter denen er praktiziert wird. Vor allem aber ist er ein egozentrisches Spiel und wenn sich seine Spieler seit knapp 250 Jahren auf *die* Freiheit berufen, meinen sie damit meist ihre individuelle.

Freiheit als Leitmotiv alpinistischen Handelns zu betrachten, legt allerdings die Überzeugung zugrunde, dass es sie überhaupt gibt. Das ist nicht selbstverständlich. Wer die Freiheit der Berge als gegeben betrachtet, kommt also nicht umhin, die Möglichkeit ihrer Existenz zu begründen.

Ob er also über einen freien Willen verfüge, fragt sich der Mensch seit der Antike. Heute ist die Suche nach einer Antwort aktueller denn je, und die modernen Neuro- und Kognitionswissenschaften scheinen diesbezüglich die Deutungshoheit innezuhaben. Folgt man ihrem mehr oder weniger stark ausgeprägten materialistischen Ansatz, sind Phänomene wie „Ich“, „Bewusstsein“ oder „Identität“ allesamt Ergebnisse neuronaler Aktivitäten im Gehirn. Dieser Grundannahme, die mal mit großer Absolutheit, mal durch die Hintertür in die Debatte eingeführt wird, tritt die Philosophie des Geistes seit Mitte des 20. Jahrhunderts vehement entgegen. Ihre Vertreter argumentieren, dass das Bewusstsein an sich wirklich und keinesfalls identisch ist mit dem Organ in unseren Köpfen. „Ich ist nicht Gehirn“ lautet der Titel eines Buches von Markus Gabriel (*1980), einem der jüngsten und zugleich einflussreichsten Gegenwartsphilosophen.

Vermutlich liegt die Wahrheit – obwohl von „Wahrheit“ zu sprechen erkenntnisphilosophisch

eher frech ist – irgendwo dazwischen. Mit heutigen Messmethoden lässt sich einerseits nachweisen, dass biologische und neuronale Aktivitäten unser Bewusstsein beeinflussen. Andererseits wäre es wohl vermessen, allein diese als Bausteine dessen zu betrachten, was wir „Ich“ nennen. Viel eher ist „Bewusstsein“ ein Sammelbegriff, der sowohl physische als auch geistige Phänomene umfasst. Seine Einzigartigkeit, und damit auch der Unterschied zwischen menschlichem und tierischem Bewusstsein, besteht darin, dass es uns überhaupt erst ermöglicht, uns über Bewusstseinsvorgänge Gedanken zu machen. Das Bewusstsein bringt sich sozusagen ständig selbst hervor. Diese Idee wurde bereits von Vertretern des so genannten Deutschen Idealismus, zu denen Immanuel Kant (1724–1804) und Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) zählen, entwickelt. Ihren Theorien zufolge besteht der menschliche Geist darin, sich selbst in einer Wirklichkeit, die weit über ihn hinausgeht, verorten zu können.

Wenn dem aber so ist, dann ist der Mensch weit mehr als eine neuronal gesteuerte Maschine, deren Handlungen von Naturgesetzen bestimmt werden. Gerade die Fähigkeit, „Selbstporträts von uns, wer wir sind, sein wollen und sein sollen“ zu entwerfen, schreibt Markus Gabriel, macht den Menschen „insofern frei, als er sich ein Bild von sich selbst machen muss, um überhaupt erst jemand zu sein“. Dieser selbstreferentielle Vorgang hat nichts mit den Luxusproblemen der Sinn- suchة zu tun, die in westlichen Gesellschaften eine regelrechte Selbstverwirklichungsindustrie entstehen ließen. Vielmehr handelt es sich dabei um eine existenzielle Kategorie. Der menschliche Geist, postuliert Gabriel, „existiert nur so, dass er sich Selbstbilder macht. Er wird damit immer auch zu dem, wozu er sich macht.“

Leider schützt uns diese im Tierreich vermutlich einzigartige Begabung nicht davor, auch falsche oder verzerrte Selbstbilder zu entwerfen. Ebenso unbestritten ist die Abhängigkeit unserer Eigenwahrnehmung von genetischen Voraussetzungen, von körperlichen Vorgängen unterhalb unserer Aufmerksamkeitsschwelle oder vom Meinen und Denken der Gesellschaft, in der wir leben. Dennoch lässt sich feststellen: Der Mensch ist insofern frei, als dass er „Selbstbildfähigkeit“ (Gabriel) besitzt. Dieses Talent wiederum versetzt ihn in

**Reinhard Karl 1979
im Biwak am „Shield“
des El Capitan.**

© R. Karl, E. Altmeier/
Archiv des DAV, München



die Lage, sich selbst als frei zu betrachten. Freiheit ist somit einerseits Voraussetzung und im besten Fall auch Teil des Bildes, das wir uns von uns machen – womit zumindest schon mal geklärt wäre, dass wir die vermeintlich in den Bergen wohnende Freiheit tatsächlich suchen und vielleicht sogar finden können.

Eugen Guido Lammer – Schutzlos in Todesgefahr

Als einer der ersten deutschsprachigen Alpinisten artikulierte der österreichische Philosoph, Schriftsteller und Pädagoge Eugen Guido Lammer (1863–1945) die Sehnsucht nach und das Glück der Freiheit in Erlebnisberichten und Aufsätzen. Erschöpft von der „ganzen furchtbaren Zerrissenheit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, unternahm Lammer vornehmlich wilde Alleingänge in den Gletscherregionen der Ost- und Westalpen. Damals unüblich, verzichtete er auf die Begleitung von Bergführern. In seinem 1884 erschienenen Plädoyer für „Führerloses Alleingehen im Hochgebirge“ schreibt Lammer: „Schreite ich hinter dem Führer einher (...) fühle ich mich beschützt und bevormundet wie das Kind von seinem Kindermädchen.“ Damit aber wäre, „ich nichts als unselbständiger Handlanger eines fremden

Willens“. Eigenverantwortlich und im Vertrauen auf das eigene Können unterwegs zu sein, sei dagegen Ausdruck eines freien Willens.

Im Sommer 1886 stiegen Lammer und ein Gefährte „Im Schneesturme auf die Dent Blanche, 4364 m“, womit ihnen die „erste führerlose Besteigung“ des Gipfels gelang. In seiner Erzählung schildert Lammer, wie knapp die beiden „Wagehänse“ einer Katastrophe entgingen, „sämtliche Fingerspitzen hatten wir uns erfroren, auch ein Ohr“. Johann Wolfgang Goethes „Faust“, Der Tragödie zweiter Teil, Fünfter Akt, zitierend, zog Lammer dennoch ein positives Resümee: „Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben, / Das ist der Weisheit letzter Schluss: / Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, / Der täglich sie erobern muss.“

In seinem Werk „Freiheit: Vier Versuche“ führt Isaiah Berlin mit der Unterscheidung zwischen „negativer“ und „positiver“ Freiheit eine Bezugsgröße ein, die das alpine Freiheitsstreben durch die Zeitläufte hinweg verständlich macht. Negative Freiheit, also das Freisein von etwas, bedeutet, „dass ich von anderen nicht behelligt oder gestört werde. Je größer der Bereich der Ungestörtheit, desto größer meine Freiheit.“ Nachtigall, ick hör’ dir trapsen, möchte man da sagen: ein „Bereich der Ungestörtheit“, ein Freiheitsreservat quasi, bewahrt durch jahrhundertlang tradierte Erzählungen und Bilder – oft genug bis zum Klischee überzeichnet und geschützt von behördlich verfassten Artikeln und Paragraphen. Eine bessere Beschreibung der Berge kann es doch gar nicht geben! Negative Freiheit, die Berlin mit individueller Freiheit gleichsetzt, benötigt jedenfalls „ein Höchstmaß an Nichteinmischung“, einen von gesellschaftlicher Kontrolle unbehelligten Bereich, „in dem ich ungehindert agieren kann“. Auf in die Berge also! Dass dies nicht nur ich, sondern Millionen andere Freiheitsuchende so sehen, steht freilich auf einem anderen Blatt und sorgt für den kollektiven Selbstzweifel, der Merkmal eines aufgeklärten Alpintourismus ist.

Aber zurück zu Lammer, dem Vordenker der alpinen Erlebnisgesellschaft. Dem Lehrer, der an einem „verachtenden Ekel an der Zivilisation“ litt, „eingengt von der lebensfremden Pädagogik des Gymnasiums, eingepresst in dumpfe Stuben und lebensmordende Großstadtgassen“. Es zog ihn nicht von ungefähr ins Hochgebirge. Dabei mach-

te er keinen Hehl daraus, dass ihm die Berge lediglich Bühne waren, auf der er sein ureigenes Schauspiel aufführen konnte: „Der Mensch in den Bergen ist es, der uns interessiert. Noch brutaler will ich mich ausdrücken; denn es scheint nun einmal meine Mission in der alpinistischen Literatur zu sein, das, was die anderen sich kaum zu gestehen wagen, mit der ganzen naiven Offenherzigkeit eines enfant terrible auszuplaudern. Also: Gehen wir denn in die Berge um der Berge willen? Nein, nur um unsern Willen. Die Spitzen und Täler an sich sind uns gleichgültig wie die Mondgebirge; nur unsere Eigenart soll sich an ihnen entfalten.“ Kaum jemand, bis heute nicht, fasst unsere Alpineomanie so schonungslos in Worte. Und „Eigenart“, das bedeutet eben auch: Freiheitsdrang.

In den Bergen jedenfalls fand Lammer einen Ort der Zuflucht vor den Niederungen gesellschaftlicher Konventionen, und damit sein ganz privates Freiheitselysium: „Aber die Sicherheit des Daseins ist es, die der Bergsteiger hasst! Er fühlt sich beschämend umhert, beäugt und behütet von Wächtern seiner körperlichen und seelischen ‚Sicherheit‘, die ihn sogar mit weiß behandschuhter Winkhand über bedrohliche Autostraßen hinübergängeln. Wir Flüchtlinge vor dieser Herdenkultur suchen dort oben in der steingrauen oder schneeweißen Wüste genau das Gegenteil. Schutzlos wollen wir sein wie die wilden Tiere im Dschungel. Hinter jeder Felskante, in jeder Eisschlucht möge die Todesgefahr sprunghaft lauern, unter dem losen Stein, aus der verborgenen Firnspalte mag sie emporzüngeln, als Lawine oder einstürzender Sérac auf uns losspringen. Wir wollen mit gespannten Sinnen sie erspähen und höchstgespannten Geistes mit höchstgespannten Gliedern sie bekämpfen. Wir wollen in Spannung leben!“ Den Preis für seine negative Freiheit, die Gefahr für Leib und Leben, nahm Lammer gern in Kauf: „Wir wollen ja gewöhnlich nicht die Gefahr selbst, sondern unseren Sieg über die Gefahr, wir begehren nicht den Tod, sondern wir wollen das goldene Leben siegreich herausholen. Der wissende Bergsteiger kennt nicht nur alle die Gefahren dort oben – er kennt auch die Kräfte seines Körpers und die unerschöpflichen Finten seines bergkundigen Verstandes, die jenen Naturgefahren die Waage halten. Das heißt nicht das Leben verneinen, sondern es glühend, jauchzend bejahen.“



Leo Maduschka – Wandern, ein Leben lang

Zwar klingt der Ton, in dem Lammer seine zornigen Tiraden verfasste, in den Ohren heutiger Leser oftmals befremdlich. Seine Aufsätze sind dennoch bemerkenswert, weil sie einen von Zivilisationsmüdigkeit geprägten, eskapistischen Drang ausdrücken, der die Menschen bis heute und in immer stärkerem Maße erfasst. In die gleiche Kerbe, wenngleich wesentlich sanfter, schlug eine Generation später der Münchner Kletterer Leo Maduschka (1908–1932). In seinem kurzen Leben verfasste der Schriftsteller und Germanist zahlreiche Texte und Gedichte, in denen er das Denken und Fühlen seiner Zeitgenossen festhielt. Besondere Beachtung fand Maduschkas Aufsatz „Bergsteigen als romantische Lebensform“, durch die sich „das Dasein verzaubert“. Ungleich vieler Romantiker, auf die sich der junge Alpinist bezog, beließ er es nicht beim sehnsuchtsvollen Herbeifantasieren anderer Wirklichkeiten. Als habe er um seinen frühen Tod in der Civetta-Nordwestwand gewusst, reihte Maduschka ruhelos eine Bergfahrt an die andere. „In einer geheimen Kammer seines Herzens ist der Bergsteiger eben ein Abenteurer wie seine Ahnen: die Wikinger, Ritter, Kreuzfahrer, Entdecker, Vaganten, Konquistadoren und wie sie alle heißen mögen. Sein Drang ist Ausdruck eines ungestümen Freiheitstriebes.“

Im Gegensatz zu Lammer, dem die alpine Tat allein der Ertrag war, „der reichlich lohnet“, sah Maduschka erst im Zusammenspiel von Tun und Lassen die Voraussetzung für ein Leben in Freiheit

**Romantische Lebensform:
Leo Maduschka (oben).**

© Archiv des DAV, München

„In den Bergen sind wir frei“

Wie fühlt sich Freiheit an? Und warum finde ich sie im Gebirge?
Zwölf Bergmenschen schreiben über das Höchste der alpinen Gefühle.



»Freizeit bedeutet nicht alles«

Frei fühle ich mich besonders dann, wenn ich vom Berg ins Tal schau und kaum Zeichen von menschlicher Zivilisation sehe. Das gelingt mir tagtäglich, beim Blick vom Hans-Berger-Haus durch das Kaisertal. Da weiß ich ganz genau, dass ich diesen Lebensweg und diesen Lebensort bewusst gewählt habe. Seit über 50 Jahren lebe ich jeden Sommer dort. Als Kind der Berge hatte ich in den späten 1960er-Jahren weder Spielgefährten noch Spielplatz da oben. Fast unvorstellbar heute, in einer Zeit der fürsorglichen Überwachung, bin ich allein im Wald hinter der Hütte herumgestreift. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass mir jemals bang oder langweilig war. Über Freiheit denkt ein Kind nicht nach, ich war einfach „um die Hütte“, meist in Rufweite der Mutter. Mit dem Größerwerden hat sich mein Radius naturgemäß aus der Rufweite hinausbewegt. Zum Bergsteigen angeleitet durch meinen Vater, der als Bergführer unseren Gästen und auch mir die Grundbegriffe des Kletterns beibrachte, wurde mein Spielplatz definitiv sehr viel größer. Allerdings wurde ich auch immer mehr zur Arbeit auf der Hütte gebraucht. Doch nützte ich jede freie Minute für Touren in den Kaiserbergen. In meinen Sturm-und-Drang-Jahren empfand ich Freiheit also als Freizeit. Nachdem ich dann doch bereits als junge Frau von 27 Jahren die Hütte als Wirtin übernommen habe und die Freizeit somit ziemlich auf der Strecke blieb, war meine Freiheit in die Sackgasse geraten. Im Erwachsenenleben konnte ich aber sehr bald feststellen, dass Freizeit nicht alles bedeutet. Durch die frühe Selbststän-

digkeit kam ich bald auf den Geschmack, wie wichtig mir selbstbestimmtes Handeln ist. Die Möglichkeit, als Hüttenwirtin doch in meinen Bergen zu leben und dabei noch ein selbstbestimmtes, unabhängiges Leben zu führen, tröstet mich über den Mangel an Freizeit hinweg. Denn schließlich gibt es ja auch ein Leben zwischen den Hüttensaisonen. Diese Zeit kann auch ich dann zum aktiven Bergsteigen nutzen. Ob in heimischen Bergen oder in den Gebirgen ferner Länder, zieht es mich besonders zu jenen Bergen, von denen aus ich ins Tal schau und kaum Zeichen von menschlicher Zivilisation wahrnehme.



© privat

Silvia Huber, 1963 in der Obersteiermark geboren, verbringt seit 1969 die Sommermonate im und um das Hans-Berger-Haus im Kaisergebirge, seit 1990 als Wirtin. Ein Sohn, ein Lebensgefährte und wirkliche Freunde bereichern ihr Leben.

»Frei fühle ich mich in den Bergen eher selten«

Voraus schicken möchte ich, dass ich normalerweise die großen und oft missbrauchten Begriffe des Lebens, wie Liebe, Freiheit, Heimat, in meinem Sprachgebrauch tunlichst vermeide und sie dafür zu beschreiben versuche, um sie zu *befreien* aus der schwammigen Hülse, in der sie oft stecken.

Frei fühle ich mich in den Bergen eher selten. Viel mehr bin ich gefangen von den selbst gestellten Aufgaben, die bis zur Besessenheit wachsen können – gefangen auch von den Verantwortungen, die diese Aufgaben bedingen und von einem Zeitplan, der ganz oft Voraussetzung für eine glückliche Rückkehr ist. Dieses Spannungsfeld, das zwischen Aufbruch und Rückkehr entsteht, macht für mich die Intensität des Bergsteigens aus. Ungewissheit, Ahnung und Hoffnung, Sorge um die Partner und um mich selbst, manchmal sogar Angst machen nicht frei, sondern maximal fokussiert und konzentriert. Wenn dann irgendwann alle Hürden überwunden, alles Unvorhergesehe-

ne gemeistert und alle Zweifel durch Gewissheit beseitigt sind, dann stellt sich jener innere Frieden ein, der eine Zeit lang frei macht von der Fülle der Aufgaben und der Intensität der Ereignisse. Dieser Zustand der „Freiheit“ stellt sich aber oft erst weit unten beim Abstieg, meistens im sicheren Tal, beim Auto, in der Hütte oder beim Zelt ein.

Ich kenne aber auch eine sehr extreme Form der Freiheit, eine, die ich instinktiv zu vermeiden versuche. Sie entsteht bei mir in jenen – zum Glück wenigen – Momenten, in denen der persönliche Spielraum so eng wird, dass die ganze körperliche und mentale Kraft für die Bewältigung des nächsten Schrittes, der nächsten Minute, der nächsten Stunde gebraucht wird. Dieser Moment macht frei von jeder Vergangenheit und jeder Zukunft, von jeder alpinistischen Ethik und von jeder gesellschaftlichen Moral – sogar frei von Angst und Mut! Alles Leben konzentriert sich auf die animalische Lösung einer Situation. Das Erleben dieser „Anima“, dieses Kerns unserer Existenz, würde ich sogar als die absolute Freiheit bezeichnen und gleichzeitig behaupten, dass so richtig frei in Wirklichkeit keiner von uns sein will!

Hanspeter Eisendle, geboren 1956, Ausbildung zum Kunsterzieher, Bergführer, Teilnahme an mehreren Himalaya-Expeditionen, einer der besten Dolomitenkletterer mit zahlreichen Erstbegehungen. Lebt mit seiner Familie in Sterzing.



© Archiv H. Eisendle

»Dieser vollkommene Fokus«

Den Kopf frei bekommen, alles vergessen und gleichzeitig fokussiert und voll konzentriert sein: Auf der einen Seite verspüre ich in den Bergen eine Freiheit, wie ich sie sonst nirgends erlebe. Egal ob an guten oder an schlechten Tagen. Egal ob mitten im Lernstress oder nach geschaffter Prüfung. Die Berge sind für mich ein Ort des Wohlfühlens, quasi ein zweites Zuhause. Ein Kraftplatz, um Energie zu tanken, das Leben zu genießen und eine unglaubliche Leichtigkeit und Freiheit zu erfahren. Ein Ort, um den Kopf frei zu bekommen.

Auf der anderen Seite kommst du bei alpinistischen Herausforderungen in den Bergen immer wieder in Situationen, die dir alles abverlangen und dich an deine Grenzen bringen. In solchen Momenten ist voller Fokus gefragt. Alles muss funktionieren, jeder Schritt. Bereits der geringste Fehler könnte das Ende der Freiheit bedeuten. Der Kopf ist voll. Voll mit Wissen, voll mit Gedanken, voll mit Handlungsstrukturen. Ist das die wirkliche Freiheit? Führen diese Situationen, dieses Leben am Limit und die Herausforderungen, für welche du deine Grenzen überschreiten musst, wirklich zu Freiheit? Vielleicht ist es gerade dieser vollkommene Fokus, der uns alles andere vergessen lässt. Im Grunde ist in dieser Freiheit auch eine gewisse Unfreiheit und ein Ausgesetztsein gegenüber den Naturgewalten inkludiert. Diese Mächte haben das Potential uns zu zeigen, wie winzig und verletzlich wir als Menschen in dem System der Schöpfung sind.

Doch irgendwie ist es genau dieses Zusammenspiel der verschiedenen Komponenten, welches die Freiheit am Berg ausmacht: das Gefühl, den Kopf frei zu bekommen, alles sonst Belastende hinter sich zu lassen, und dennoch dieser volle Fokus. Die Machtlosigkeit gegenüber der Natur und dennoch die Fähigkeit, diese Herausforderungen immer wieder zu überwinden und am Ende eines erfolgreichen Bergtages wieder sicher im Tal angekommen zu sein. Vielleicht ist es gerade dieses Zusammenspiel zwischen „frei“ und „voll“ sowie zwischen Freiheit und Unfreiheit, das die Erlebnisse in den Bergen so besonders macht.



© R. Waldner

Hanna Löberbauer, Jahrgang 1998, aufgewachsen am Mondsee in Oberösterreich, studiert Sportwissenschaft sowie Lehramt Sport und Geographie in Innsbruck. Seit 2020 Teil des Junge Alpinisten Teams des ÖAV.

»Freiheit durch Vernunft«



© S. Metz

John Locke und Immanuel Kant als Erklärung dafür, warum ich mich beim Klettern frei fühle? Das klingt so trocken wie ein Bürojob beim Finanzamt. Ich versuche es trotzdem: Wie kann ich mich frei fühlen, wenn ich weit über einem rostigen Haken stehe und mit der Flucht nach vorn buchstäblich nur eine einzige Handlungsmöglichkeit habe? Wo ich doch im Alltag unzählige Optionen habe?

Die Zauberformel lautet: Freiheit durch Vernunft.

Sinngemäß erklären Locke und Kant, dass der Mensch kraft seines Verstandes in der Lage ist, das Richtige zu erkennen und danach zu handeln. Das klingt logisch. Wenn ich erkenne, dass es richtig ist, meinen Biwakmüll wieder mitzunehmen, dann mache ich das. Vorausgesetzt ist allerdings das Leitmotiv der Aufklärung „Habe Mut, dich deines Verstandes zu bedienen“, das den dennoch auffindbaren Müll mit dem fehlenden Mut jener Anderen erklärt.

Spannend wird es jetzt, wenn ich nur eine Handlungsoption habe. Wenn diese Option mit dem Vernünftigen zusammenfällt, ist es für die praktische Freiheit irrelevant, ob es noch andere Optionen gibt. Locke schreibt sogar, man müsse ein Narr sein, wenn man sich wünscht, immer auch das tun zu können, was man als falsch erkennt.

Weit über dem letzten Haken gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder werde ich von der Angst überwältigt, dann fühle ich mich alles andere als frei. Oder ich erkenne, dass die Flucht nach oben die vernünftigste Option ist. Vielleicht ist also das Spannende am extremen Klettern, dass es Freiheit bei sehr wenigen Handlungsmöglichkeiten intensiv erlebbar macht – im Gegensatz zum Alltag, wo ich mich trotz vieler Optionen nicht immer für die vernünftigste entscheide.

Das Beste ist, ich kann daraus lernen, mehr Freiheit zu spüren: zum Beispiel, wenn ich nicht im Naturschutzgebiet biwakieren darf, aber eben auch erkenne, dass es vernünftig ist, sensible Bereiche zu schützen. Oder wenn ich während der Pandemie nur vor der Haustüre bergsteigen darf und gleichzeitig verstehe, dass Reisen unvernünftig wäre.

Silvan Metz, Jahrgang 1997, Bergführeraspirant und Fotograf, liebt ungestellte Momente und extreme Situationen. Fotografiert die DAV-Expedkader und schreibt für „Panorama“ und „Knotenpunkt“.

»Umkehren bewahrt die Freiheit wiederzukommen«

Frei leben in frischer Luft, das war mir als Dorfkind von klein an vertraut. Gemeinsam leben verbindet mit ähnlich fühlenden Menschen. Freiheit erlebe ich im Wünsche-Haben, Ziele-selber-Wählen und Ihrem-Sog-folgen-Können. Gebirge bietet das intensiv. Dort gehört zur Freiheit das Steigen in erhabener Landschaft und das Ausgeliefertsein an reale Gefahren. Jubel und Angst im Doppelpack.

14-jährig auf den Hohen Ifen – neue Welt; 16-jährig allein und weglos am Hohen Göll – mütterliche Umsorgung verlassen; 18-jährig am Großglockner-Stüdlgrat – im Wettersturz übermächtige Naturgewalten gespürt, in der riesigen Watzmann-Ost bedrohliche Dimensionen erfahren. Vor verlässlichen Wetterprognosen und Permanentkommunikation via Handy war so was immer hochriskant. Frei sein bedeutete, solche faszinierenden Ziele mit jugendlicher Unbedingtheit trotz der Risiken anzugehen. Später wurde Freiheit am Berg zum respektvollen Steigen, nur im Rahmen des sicheren Könnens.

Nach ersten großen Wänden trat neben die Bergziele der Wunsch nach sinnvoller Rolle in der Gesellschaft. Ich wollte Lehrer werden, mitwirken an der Begleitung junger Menschen, lebensnützliche Inhalte präsentieren als Herausforderung für ihre Hirne und Herzen, um sie fit zu machen für gutes Leben in der Zukunft. Die Schule ließ Räume zu eigener Gestaltung. Ferien waren Zeit zur freien Verfügung. Zeit mit der Familie, auch für die Leidenschaft Bergsteigen.

Als Amateur blieben wenige Wochen für die Berge. Ich genoss sie als frei von Vorgaben durch Sponsoren oder Klienten. Frei für die romantische Suche nach wildem Gebirge und auch neuen Wegen. Immer von unten, die volle Palette der Aufgaben. Routen und Schwierigkeiten ungewiss, Sicherung improvisieren, naturgegeben erste Linien des geringsten Widerstands finden, möglichst in freier Kletterei, mit normalen Schlaghaken, am besten clean und on sight. Gern abgelegt. Burel Süd, Pala Tissi-Südwest, Zwölfer „Traumtour“, Langkofel „Riesepfeiler“, „Pfeiler über den Wolken“ ... Auch mal leichtleicht free solo. Der Wert rechtzeitigen Verzichts am Berg wurde mir immer deutlicher bewusst. Zu spüren, wann eine Tour riskant wird, und rechtzeitig umkehren und heil zurück, das ist auch ein Sieg. Er bewahrt die Freiheit wiederzukommen. Sich frei halten von Erfolgswängen ist bei ersehnten Zielen schwierig, aber gerade dort wichtig.

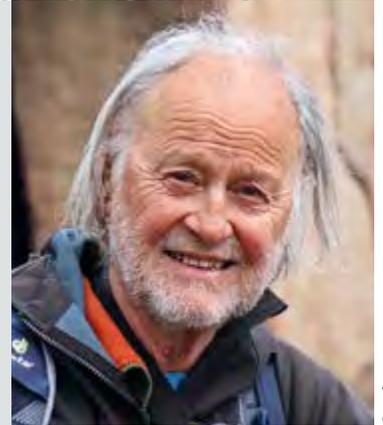
Solche Erfahrungen draußen bot ich nebenher als Jugendleiter des Alpenvereins an. Das verkürzte die Zeit für eigene Touren. Lohn war die miterlebte Begeisterung der Jugendlichen.

Führer machen bringt tiefen Kontakt zu Gebirge und Menschen. Im Beschreiben sah ich Freiraum: Es machte mir Freude, darin präzise zu sein, aber zugleich die – selber begeistert gelebte – traditionelle heroische Pose selbstironisch durch den Kakao zu ziehen. All dies war Kontrast zum verlässlichen Funktionieren im Schulleben. Das eine machte das andere intensiv. Großes Einatmen und Ausatmen.

Gebirge ist nur unverbaut intakter Erlebnisraum. Ich engagierte mich für seinen Erhalt. Bei Mountain Wilderness. Im Alpenverein. Parteipolitisch bei den Grünen. Ich kann Freiheit in den Bergen nur dann mit reinem Gewissen erleben, wenn ich auch beitrage, ihre Voraussetzungen zu erhalten.

Im Alter bleibt Freiheit selbstbestimmtes Steigen, wo und wie weit ich mag. Die – im Gebirge vom Ambiente aufgefrischte – Erinnerung der gewagten großen Tage dort oben ist mir ein Elixier. Sie verbindet mich dankbar mit denen, die lebensfroh mit mir gingen. Und sagt: Es hat gelohnt.

Mit dem Klima muss sich unser Gebirgserleben ändern. Der kleine ökologische Fußabdruck befreit unser Gewissen. Hin optimal zu Fuß, per Rad, per ÖV! Hin- und Rückweg als Teil des Unternehmens würdigen! Berge von ganz unten besteigen macht sie größer und vielfältiger. Gelegenheit zu neuen Erfahrungen und Erstleistungen! Wir sind frei, so was auszuprobieren!



© privat

Richard Goedeke, geb. 1939, Dr. phil., lebt in Braunschweig, Lehrer i. R., Kletterer und Allroundbergsteiger, weit über hundert Erstbegehungen, Autor von Berg- und Kletterführern, ehrenamtlich beim DAV tätig (Jugend, Ökologie, Kultur).

»Die Freiheit«

Willensfreiheit, Pressefreiheit, individuelle Freiheit, frei wie ein Vogel, frei von Konservierungsstoffen, freier als Paul Preuss, und und und ... Es gibt viele Bestrebungen, frei zu sein ... ganz erreichen werden wir sie aber nie ... die Freiheit. Sie wird immer eine Illusion bleiben. Freilich auch in den Bergen.

Lisi Steurer, Jahrgang 1979, Sport-, Kultur- und Eventmanagerin, externe Lektorin der FH Kufstein, Berg- und Skiführerin und Ausbilderin im Verband der österr. Bergführerausbildung, Mentorin im Junge Alpinisten Team des ÖAV, Top-Alpinistin in Fels und Eis.



© Archiv L. Steurer

BergWissen

Nach der Chaostheorie kann der Flügelschlag eines Schmetterlings einen Tornado am anderen Ende der Welt auslösen. Wenn seine Flügel aber gar nicht mehr schlagen würden? Dann könnte etwas noch Dramatischeres passieren. Der sehr selten gewordene Eschen-Scheckenfalter lebt, streng geschützt, im oberösterreichischen Nationalpark Kalkalpen. Niemand weiß, was passieren würde, lebte er dort nicht mehr.







Große Momente. Spannende Entwicklungen. Weite Ausblicke.
Menschen und Themen, die uns bewegen.

Alpenvereinsjahrbuch **BERG**: weil uns alpine Themen wichtig sind

Das Jahrbuch BERG bietet mit erstklassigen Beiträgen namhafter Autorinnen und Autoren und großartigen Bildern einen unverzichtbaren Überblick über die wichtigsten Themen aus der Welt der Berge und des Bergsports. Mit großem BergFokus zum Thema Freiheit sowie packenden Reportagen, Porträts und Interviews. Der BergWelten-Schwerpunkt stellt den höchsten Berg Südtirols, den Ortler, und die grandiose Hochgebirgswelt im Nationalpark Stilfserjoch vor.



www.alpenverein.de | at | it

ISBN 978-3-7022-3977-0

